

Die Neue West.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 9.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

1880.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

[1879]

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von Rudolph von B.

(Fortsetzung.)

Beim Champagner-Bechelage erging es dem klugen Referendarius Doktor Wichtel nicht viel besser, als dem schlauen August am selben Tage beim Groggkneipen. Auch er mußte schwerbeladen den Heimweg antreten, und auch er war viel redseliger und offener gewesen, als es sonst in seiner Gewohnheit und in seinem Charakter lag. Die dunkle Erinnerung an diese seine Schwachhaftigkeit bildete daher die beste Nahrung für den moralischen Riesenlater, der am nächsten Morgen mit dem hoffnungsvollen Juristen und Geschäftsmann erwachte, um ihm geschlagene zwölf Stunden kopfschmerzende Gesellschaft zu leisten.

Am so unbehaglicher war dem jungen Wichtel zu Muthe, als er sich zwar erinnerte, viel und über garnicht unwichtige Dinge — so auch über sein und seines Vaters Verhältnis zu Alster — geredet zu haben, aber auch bei der größten Anstrengung des in allen Haarwurzeln schmerzenden Kopfes absolut nicht im Stande war, sich zu vergegenwärtigen, was er eigentlich erzählt habe.

Ein Trost freilich blieb ihm: der einzige nicht noch früher und hilfloser dem Banne eines kolossalen Rausches erlegene Zeuge seiner Plauderhaftigkeit war Schweder gewesen, und dieser hatte sich ja, wie allgemein bekannt war, nie um wichtigere Angelegenheiten, als um die des Vergnügens und höchstens hin und wieder noch um schöngestige Liebhabereien gekümmert. Von politischen und wirtschaftlichen Angelegenheiten verstand er offenbar garnichts; soviel war Herrn Wichtel auch noch unklar erinnerlich, daß ihn Schweder gestern in dieser Beziehung mit den naivsten Fragen belustigt hatte.

Herr Schweder war über die geistige Kinderkrankheit, wie er den sogenannten moralischen Kagenjammer zu nennen pflegte, gänzlich, und über den physischen Kater, das körperliche Uebelbefinden nach bedeutenden Becherleistungen, fast ganz erhaben.

Gestern hatte er sich übrigens mehr mit dem Schein eifrigen Trinkens begnügt und war nur unermüdet thätig gewesen, die andern zum Bechen zu veranlassen.

Er erfreute sich daher eines ausgezeichneten Wohlseins, als ihm der Dienstmann Willisch seinen Rapport brachte, und dieser Rapport trug zur Erhöhung seines Wohlbefindens noch das feimige bei.

Ausgiebig informirt über Herrn Alsters Geschäfte und Gewohnheiten, von denen er vor 24 Stunden so gut wie nichts Wesentliches mit Bestimmtheit gewußt hatte, sprach nun Herr Schweder heute Vormittag wieder in der Villa Alster vor.

August, dessen ganzes Gesicht so aufgedunsen aussah, wie eine

altbackene Semmel, die man in's Wasser gelegt hatte, versicherte den freigebigen gnädigen Herrn, daß er schon zwei Besuche abgewiesen habe, nur um Herrn Schweder den „Vortritt bei seinem Herrn“ zu lassen.

Schweder dankte mit gnädigem Kopfnicken und dem stillschweigend versprochenen „vernünftigen“ Trinkgeld, um welches es dem biedereren August ausschließlich zu thun war, und trat so vornehm nonchalant, wie es als das charakteristische Merkmal des vollendeten Kavaliere gilt, in den alsterischen Empfangsalon.

Herr Alster erschien sofort. Der Besuch des Herrn Schweder, von dem er genau so viel oder so wenig wußte, als Schweder gestern auch von ihm, überraschte ihn zwar, schien ihm aber von sehr geringem Belang. Er wollte ihn daher so rasch als möglich loszuwerden suchen, um recht bald wieder an die große Zahl der seiner Erledigung harrenden Geschäfte gehen zu können.

Zu einigem Unbehagen des Herrn Alster richtete sich aber der unerwartete Besuch nach der üblichen begrüßenden Einleitung der Unterhaltung auf dem ihm durch eine höfliche Handbewegung angewiesenen Fauteuil recht behaglich ein und begann eine lange Erzählung von Verwandten, die er in Südamerika hätte, die dort lange Zeit ansässig gewesen und im Besitze eines großen Vermögens seien und in allernächster Zeit nach Europa zurückzukehren gedächten, u. s. w.

Herr Alster war zuerst anscheinend ganz Ohr gewesen, bald jedoch wurde ihm die Geschichte bedenklich langweilig, er begann auf seinem Sessel ungeduldig hin- und herzurücken, und endlich unterbrach er Schweder mit den Worten:

„Verzeihen Sie, ich begreife nicht recht —“

„Zuvorzufahren Sie, mein verehrter Herr Alster, das, was ich mir soeben erlaubt habe, Ihnen mitzutheilen, eigentlich berühren könnte. Ganz recht, und ich bitte um Entschuldigung, ich kann sehr gut an dem Punkte meiner Erzählung, bis zu dem zu gelangen Sie mir gütigst gestattet haben, abbrechen, um die Bitte um Auskunft, welche mich zu Ihnen geführt hat, daran anzuknüpfen. Meine Verwandten kennen die deutschen Verhältnisse garnicht, wollen jedoch ihr großes Vermögen in Deutschland, wo sie sich niederzulassen gedenken, natürlich zinsbringend anlegen. Sie haben sich deshalb an mich gewandt in der naheliegenden Voraussetzung, ich müßte mit den fraglichen Verhältnissen vertraut sein. Leider haben sie sich darin getäuscht — ich habe keine Ahnung von dem Stande und den Bewegungen des Geldmarktes. Mein eigenes Vermögen steht seit langer Zeit auf dem

Gute eines alten Freundes meines Vaters und bleibt dort, wenn nicht unvorhergesehene Ereignisse eintreten sollten, auf die Dauer stehen. Ich habe also keine Ursache gehabt mich mit der Frage zweckmäßiger Kapitalanlage zu befassen und stehe aus demselben Grunde in keiner näheren Verbindung mit irgendeinem, weitere Kreise unsres deutschen Wirtschaftslebens mit kundigem Blick überschauenden Geschäftsmann. So glaubte ich denn im Interesse meiner Verwandten nichts Besseres thun zu können, als mich mit dem höflichen Ersuchen um wohlgemeinten Rath an denjenigen Mann zu wenden, der nicht allein in P., sondern in unserem ganzen Landestheile als der gewiegteste Kenner der kaufmännischen und industriellen Verhältnisse gilt, und der zugleich sich des ehrenvollsten Vertrauens erfreut."

Herr Schweder hatte in so verbindlichem und ernstem Tone gesprochen, daß Alster nicht umhin konnte, sich geschmeichelt zu fühlen. Er erklärte sich daher auch auf das entgegenkommendste bereit, Herrn Schweder die gewünschte Auskunft zu ertheilen; nur müsse er ungefähr wissen, wieviel Kapital zur Anlage gelangen solle, wann es zu diesem Zweck disponibel sein würde und eine wie hohe Verzinsung der betreffende Kapitalist zu erzielen wünsche.

Herr Schweder that, als ob er nachrechnete: „In vier, fünf — oder sagen wir der Sicherheit wegen in sechs Monaten. Was die Höhe des Vermögens anlangt, so nimmt mein Verwandter natürlich soviel, als er bekommen kann, unbeschadet der Sicherheit der Anlage, und die Höhe des unterzubringenden Kapitals wird vorläufig sieben bis acht Millionen Francs betragen."

„Sieben bis acht — Millionen? Ah!“ Dem reichen Herrn Alster mußte die Größe der Summe, über welche er möglicherweise oder, die Glaubwürdigkeit Schweders vorausgesetzt, wahrscheinlichweise zu disponiren in die Lage kommen sollte, gewaltig imponiren. „Das ist allerdings ein sehr beträchtliches Kapital,“ fuhr er langsam und bedächtig fort. „Da darf man einen guten Rath nicht so leicht hin geben, umfoweniger, als doch nicht so auf der Hand liegt, wie sich die Verhältnisse in vier bis sechs Monaten gestaltet haben werden.“

„Sehr richtig,“ beeilte sich Herr Schweder zu erwidern. „Ich konnte das nicht anders erwarten. Ich gestatte mir zunächst auch nur, die Angelegenheit, wie sie eben liegt, zu Ihrer Kenntniß zu bringen und wollte bitten, sie im Auge zu behalten. Treten gelegentlich Umstände zutage, welche für eine solche große Kapitalanlage besonders günstige Bedingungen bieten, so wollen Sie die Güte haben, verehrtester Herr Alster, mich darüber zu informiren. Ich, wie gesagt, weiß, daß ein besserer Rathgeber in dertartigen Fälle nicht zu finden ist. Gestatten mir vielleicht auch, wenn mir selbst einmal ein bezüglicher Gedanke kommen sollte, Ihre kostbare Zeit wieder auf kurze Augenblicke in Anspruch zu nehmen?“

„Mit dem größten Vergnügen, mein lieber Herr Schweder,“ betheuerte Alster. „Werde mir die Sache auf das reiflichste überlegen, — guter Rath wirklich schwierig in einer wirtschaftlich und politisch so gewissermaßen in Gährung begriffenen Zeit wie die unsrige. Können sich aber ganz auf mich verlassen.“

Schweder erhob sich zum Abschied und verbeugte sich tief und hochachtungsvoll. Herr Alster reichte ihm beide Hände und drückte seine lebhafteste Freude aus, ihn persönlich kennen gelernt zu haben. Er hoffe und wünsche, ihn recht bald wieder bei sich zu sehen.

Das sarkastische Lächeln, welches Herrn Schweders Lippen umschwebte, als er den Empfangsalon verließ, hatte Herr Alster nicht bemerkt, wahrscheinlich würde es ihm auch das Gefühl der Genugthuung über das, was er soeben vernommen hatte, nicht getrübt haben.

Er war nämlich im Augenblick ganz ungeheuer mit sich selbst und der Welt zufrieden. Ja, wer das seinige geleistet und wer einen guten Ruf hat in der Welt, dem kann es nicht fehlen, dachte er. Sieben bis acht Millionen Franken zur Disposition — hm! — das ist eine Macht, eine gewaltige Macht, die auch der größte Finanzmann gelegentlich brauchen kann. Und wer weiß! Vielleicht war Herr Alster recht bald in der Lage, solch' goldig uniformirte Hülfstruppen gebrauchen zu können. Er hatte neulich nicht geschertzt, als er Herrn Wichtel junior erklärte, er sei mit seinen Kapitalien auch ohne die Gründung der Fabrik für Eisenbahnbedarf schon stark engagirt und könne sich nicht gut auf weitaussehende Unternehmungen einlassen. Die Wichtels, Vater und Sohn, hatten ihn zwar doch zu bewegen gewünscht, auf ihr Projekt einzugehen, von dem sie sich, und noch mehr ihm, goldne Berge versprochen, aber es war ihm, seit durch die Anzeige in den Zeitungen, die offenbar verfrüht und ganz zwecklos war,

die Brücken zum Rückzuge hinter ihm abgebrochen waren, in den letzten Tagen garnicht wohl zu Muthe gewesen. Dann freilich, wenn er mit einiger Sicherheit darauf rechnen konnte, daß ihm ein Kapitalist, wie der Verwandte Schweders, den Rücken decken würde für den Fall unerwarteter Schwierigkeiten, — dann konnte er getroßt an's Werk gehen. Er war zudem — und dieser Gedanke erleichterte sein Herz am meisten — dann nicht im mindesten mehr von den Wichtels abhängig, deren Bundesgenossenschaft ihm in der jüngsten Zeit, trotz oder vielleicht grade wegen der äußerlich immer steigenden Freundschaft zwischen ihnen und ihm, manchmal schon recht lästig geworden war. That doch dieser über alle Maßen eingebilddete Referendarius nicht nur, als ob es ganz selbstverständlich wäre, daß er — Alster — sein Schwiegervater würde, sondern als ob ihm der Justizrath Wichtel und sein Sohn eine große Ehre erwiesen hätten, als sie den Gedanken gefaßt, mit ihm in verwandtschaftliche Beziehung zu treten. Ja, ja, die Herren glaubten zwar jedenfalls, ihre für Alster sicherlich verletzende Meinung vor ihm verheimlicht zu haben, aber Alster war sich bewußt, auch nach dieser Richtung hin seinen gewohnten Scharfblick nicht verloren zu haben. Gelang es ihm nun, den schwederschen Goldontel in's finanzielle Schlepptau zu nehmen, so war er gegenüber den Wichtels und allen seinen sonstigen Konkurrenten auf dem Geldmarkt Herr der Situation; weder an Vermögensseinbuße, noch auch nur an finanzielle Verlegenheiten brauchte er zu denken, er hatte nicht nöthig, den ihm von vornherein fatalen Versuch zu machen, das Herz seiner Tochter bei der Wahl ihres Lebensgefährten zu beeinflussen, er war nicht nur in jeder Beziehung ein freier Mann — nein — das Ziel, das ihm von jeher vor den Augen geschwebt, und dem er näher gekommen war, ohne es bisher erreichen zu können, obgleich das Volk, die kleinen Leute, aus deren Mitte er hervorgegangen war, ihn längst dabei angekommen glaubten, dieses große Ziel war wirklich und wahrhaftig erreicht — er war ein, weite und wichtige Kreise der Industrie und des Handels beherrschender Mann, ein Geldfürst in des Wortes voller, großartiger Bedeutung geworden. — —

Das waren heraufschende Träume, — aber, aber! Wenn Schweder, der leichtfertige Lebemann Schweder — dieser sein in der sogenannten guten Gesellschaft übrigens keineswegs als schlimm geltender Ruf war auch zu Herrn Alsters Ohren gedrungen — wenn Schweder geslunkert haben sollte? Wenn er gar keine so reichen Verwandten in Südamerika besaß, oder wenn diese nicht daran dachten, nach Deutschland zu kommen und ihr Vermögen mit Hilfe Schweders hier anzulegen? Und wenn das alles in der That auch der Fall sein sollte, — wer garantirte Herrn Alster dafür, daß die in Geldangelegenheiten im allgemeinen jedenfalls nicht unerfahrenen und unselbständigen Verwandten Schweders ihr Vermögen seinen Rathschlägen und Zwecken dienstbar machen würden?

Herr Alster seufzte. Die Sache war freilich noch sehr problematisch und noch lange nicht dazu angethan, Triumph zu feiern — wenn auch ganz insgeheim.

„Auf alle Fälle wollen wir uns zu vergewissern suchen, wie weit dem Herrn Schweder zu trauen ist, und ihn warm halten, sehr warm, wenn er nicht geslunkert hat;“ so beschloß Herr Alster seine durch den unerwarteten Besuch hervorgerufenen Grübeleien.

* * *

Unserm jungen Freunde Fritz Lauter war in den letzten Tagen ein neues Leben aufgegangen. Zuerst war es ihm schwer gefallen, der vielfachen und mächtigen Eindrücke einigermaßen Herr zu werden, welche die merkwürdige Erzählung des alten Herrn Klose auf sein unverdorbenes Gemüth geübt hatte.

Er hatte zum erstenmal einen grellen Lichtstrahl fallen sehen in die dunklen Tiefen des ihn umwogenden politischen und sozialen Lebens, die für ihn bisher unzugänglich geblieben waren, von denen er bisher so gut wie nichts gewußt hatte.

Zimmer wieder hatte er sich gefragt, wie denn solche, in ihrer furchtbaren Schwere ein ganzes unbeflecktes Menschenleben schonungslos in den Staub drückenden Ereignisse überhaupt geschehen könnten, ohne daß die Menschen, welche dergleichen miterlebten, sich zu brüderlicher Hülfe für den von einem ungerechten Geschick Gemißhandelten zusammenschließen! Wie ferner jemand solch' ein Schicksal tragen könnte, ohne bis an sein Lebensende den grimmigsten Haß im Herzen zu hegen, ein erbitterter, unveröhnlicher Feind zu bleiben den Menschen oder den Verhältnissen, welche ihm so ungeheures Leid zugefügt, ja auch allen

den andern, welche in stumpfer Gleichgiltigkeit oder feiger Selbstsucht thatenlos dabei gestanden hatten, als das Gebäude seiner Existenz krachend über seinem schuldlosen Haupte zusammenstürzte!

Auf diese und manche andere Frage mußte Fritz Lauter sich ebenso wenig eine Antwort zu geben, die ihm genügt hätte, als auf jene, die sein Besuch in der Villa Alster von neuem in ihm rege gemacht hatte.

Das eine wurde ihm jedoch klar bei dem Auf- und Niedertreten dieser qualvollen Fragen, auf die er sich selbst ebenso gut die Antwort schuldig bleiben mußte, wie sie ihm diejenigen schuldig geblieben wären, denen er sie etwa hätte vorlegen können — das eine, daß für seinen Drang, sich mit dem Leben um ihn her vertraut zu machen, — nicht bloß zu schauen, sondern zu begreifen, was da geschieht, es doch nur ein einziges Mittel der Befriedigung geben könne: die Aneignung eines umfangreichen Wissens, einer möglichst gründlichen und vielseitigen Bildung.

Er hatte das nun zwar früher auch schon lebhaft genug empfunden, und er war ja auch stets entschlossen gewesen, alles zu thun, um sich recht vielfältige und gründliche Kenntnisse zu erwerben; er hatte sogar in der letzten Zeit mit wahrem Feuereifer zu studiren angefangen, aber er konnte es sich nicht verhehlen, daß er eigentlich garnicht darüber im klaren sei, ob er bei seinem Lesen und Lernen den rechten Weg eingeschlagen habe. Er hatte da zu studiren beginnen wollen, wo er in der Schule ausgehört hatte. Darum mußten die alten, abgerissenen, verstaubten Schulbücher aus den Kumpelkästen des Hauses auf dem Boden und im Keller wieder heraus, um sich ein wenig den Staub auszuklopfen und die schmutzigen Einbände mit einem neuen Gewande aus weißem Papier herauszuputzen zu lassen. Dam war Fritz an's Lernen gegangen, als ob er nächsten Michaelisttermin das Examen behufs Aufnahme in die Oberquarta eines Gymnasiums abzulegen hätte.

Erstens aber zeigte sich dieses Studium viel schwerer, als Fritz geglaubt, — er hatte doch schon verzweifelt viel vergessen; dann war es merkwürdigerweise herzlich wenig interessant, und endlich konnte Fritz absolut nicht einsehen, was ihm die Wissenschaft, die er so sich einzutrichtern vorgenommen, im Leben würde nützen können. Was z. B. sollte es ihm für Nutzen bringen, daß er sich jetzt halb todt quälte, um den Cornelius Nepos in ein für ihn selber halbwegs verständliches Deutsch zu übertragen?

Indessen war ihm die Lebensbeschreibung des Hannibal, wie sie der alte Römer gibt, keineswegs uninteressant, und grade deshalb, weil ihm der ebenso berühmte als unglückliche karthagische Feldherr von allen Helden des Alterthums immer als der interessanteste und bedeutendste erschienen war, hatte er sich zuerst an diese Leistung des biederen Cornelius gemacht.

Aber wenn er auch für sein Leben lang niemals vergaß, in welchem Jahre vor Christi Geburt, warum und wie der gewaltige Karthager bei Cannä den glänzenden Sieg über die Römer erfochten und bei Jama ihnen traurig unterlegen sei — sein Verständniß für das Leben seiner Zeit, für die geschichtlichen Ereignisse, deren Wirkungen und Folgen er in den Gestaltungen des neuesten Staats- und Gesellschaftswesens zutage treten, gewissermaßen Körper gewinnen sah, wuchs nicht, diese traten ihm darum nicht um den kleinsten Schritt näher, ja, es schien ihm, als wenn dadurch, daß einer sich in die Geschichte des Alterthums, in seine Einrichtungen und Bestrebungen recht vertiefte, sein Blick für die neue Zeit und ihr Leben und Treiben eher getrübt als geschärft werden müsse.

Und wenn ihm dieser Gedanke schon bei seiner Uebersetzung des Cornelius Nepos aufgestoßen war, machte sich derselbe noch weit entschiedener geltend gegenüber dem Inhalt der anderen Lehrbücher; zu welchen Fritz seine Zuflucht genommen hatte.

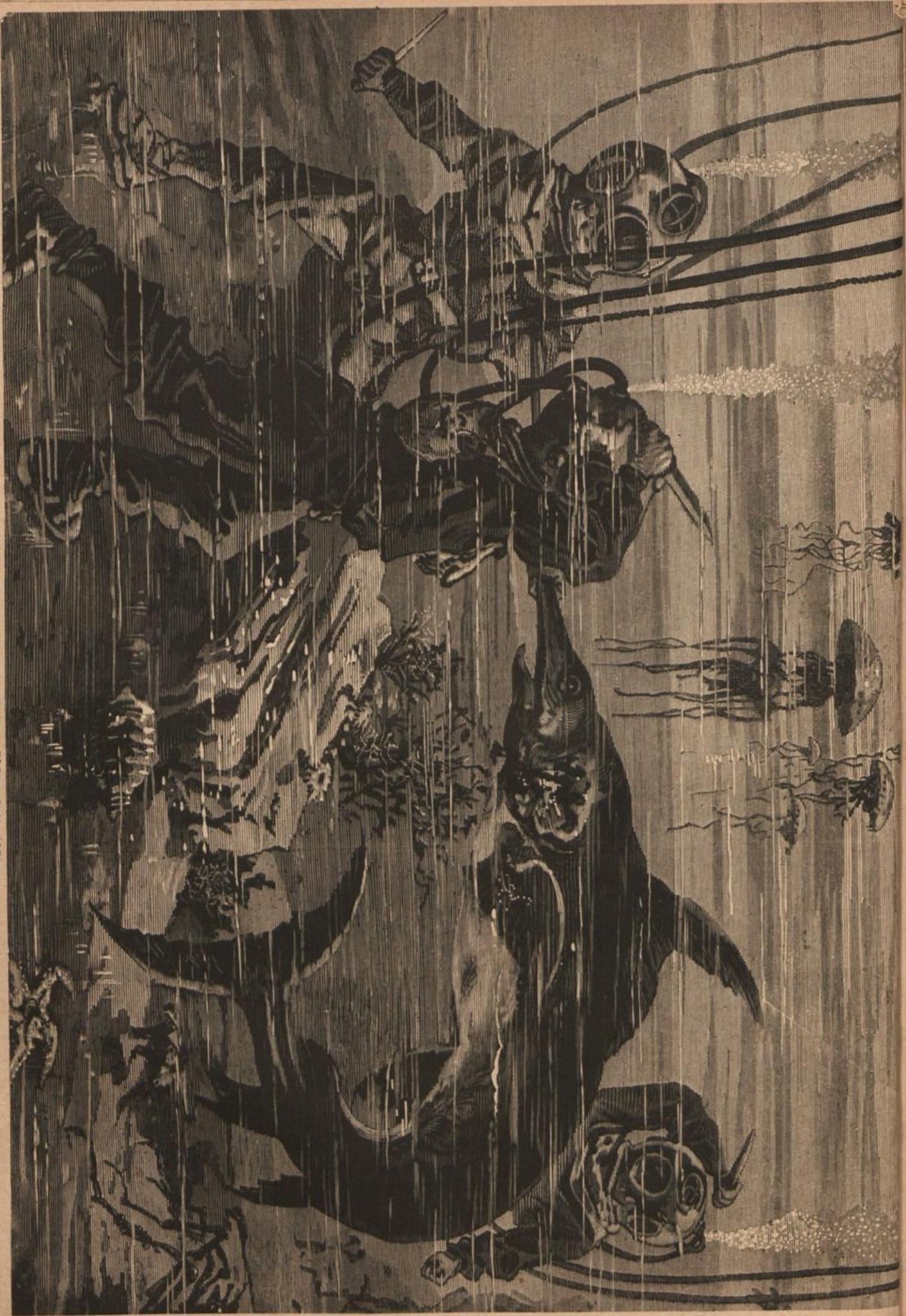
Da war Krügers griechische Grammatik und das griechische Lesebuch von Jacobs! — Es war wirklich zum Davonlaufen langweilig, wenn er sich wieder eine Stunde lang selber Gewalt anthat und über den Geheimnissen der griechischen Deklination und Konjugation brütete oder die Orakelsprüche in's Deutsche übertrug, deren Weisheit der gute Jacobs in Iatonisch kurzen Sätzen, wie: „Die Trunkenheit ist ein kleiner Wahnsinn“, den empfänglichen Gemüthern seiner jungen Leser einzuprägen sich bemüht hat. Freilich war es im Verhältniß zu der Quälerei mit dem Griechischen eine Art Erholung, wenn er den kleinen Pütz hervorholte und in dessen verständlichem Deutsch die Geschichte der Römer und Griechen studirte. Aber immer und ewig waren es diese Römer und Griechen, auf welche ihn seine Studien, nach

dem, wie er gemeint hatte, müßergiltigen Vorbilde des Gymnasialunterrichts, zurückführten.

Es kam ihm jetzt ganz außerordentlich sonderbar vor, daß er in den zweieinhalb Jahren, welche er auf dem Gymnasium zugebracht, nicht ein Sterbenswörtchen gelernt hatte von neuerer und neuester Geschichte. Ja wenn er sich die Sache recht überlegte, so trat es ihm als ganz unzweifelhaft vor Augen, daß nicht allein die neuere Geschichte seines eigenen, des deutschen Volkes arg vernachlässigt, oder vielmehr gänzlich ignoriert worden war in den unteren Klassen des Gymnasiums, sondern daß sogar die deutsche Sprache sich mit gutem Grunde über stiefmütterliche Behandlung hätte beklagen können. Nahm doch der Unterricht im Deutschen nicht mehr als zwei Stunden in der Woche in Anspruch, während Griechisch sechs Stunden und Lateinisch volle zehn Stunden allwöchentlich gepaukt wurde. Und wie wurde der deutsche Unterricht gemüthlich betrieben! Alle vier Wochen einen Aufsatz, den der Lehrer gewissenhaft vierzehn Tage lang in seiner Wohnung behielt, um ihn dann höchst nothdürftig korrigirt und obenhin beurtheilt wieder mitzubringen, dann und wann ein Gedicht, welches auswendig gelernt und deklamirt werden mußte, und schließlich ein paar Seiten Lektüre in Masius' Lesebuche, das war alles, was da mit unverkennbarer Oberflächlichkeit getrieben wurde.

Noch viel schlimmer hatte es um einen andern Unterrichtsgegenstand gestanden, von dem Fritz jetzt auch recht viel hätte profitirt haben mögen. Der gute Prorektor Weigelt — wie der das Französische zu traktiren pflegte! Eine Stimme hatte der Mann und eine Aussprache des Französischen, wenn er, seiner Lieblingsneigung nachgebend, Gedichte von Beranger vortrug, deren Sinn keiner seiner Schüler verstand — daß es klug wie das Raffeln eines schwerbeladenen Kollwagens über schlechtes Straßenpflaster. Dementsprechend war das Französische, welches man von dem polternden Alten, der vor vierzig Jahren einmal in Paris gewesen sein sollte, zu lernen vermochte, ein derartig entsetzliches, daß Fritz von einem jungen Franzosen, dem er auf seiner Wanderschaft begegnet war und mit ein paar Brocken Französisch seine Sprachkenntnisse hatte beweisen wollen, spottlächelnd gefragt worden war, ob es wohl polnisch sei, was er da hätte hören müssen. Und bei allen Besetzungen in höhere Klassen war es stets ganz gleichgiltig gewesen, ob ein Schüler von der französischen Sprache irgend etwas gelernt und in seiner deutschen Muttersprache leidliche Gewandtheit sich erworben hatte. Aber wehe dem Unglücklichen, der die schön geremten zumpfischen lateinischen Grammatikregeln nicht von der ersten bis zur letzten herunterzchnurren konnte, wie ein Rosenkranzbeter das Paternoster, oder der nicht ganze Reihen von Seiten aus dem Cornelius Nepos und dem unausstehlichen Jacobs wörtlich auswendig gewußt hätte. Darauf wurde mit einem Eifer und mit einem Ernst gehalten, als wenn das Wohl und Wehe jedes Menschekindes ausschließlich abhinge von seiner größeren oder geringeren Vertrautheit mit den lateinischen oder griechischen Grammatiken und Lehrbüchern.

Ob diese Lehrmethode nun die richtige sein möchte? Ob es nicht vielmehr gerade dieser Unterrichtsweise geschuldet sein könnte, daß so viele gebildete, ja sogar gelehrte Leute dem praktischen Leben fremd und hilflos gegenüberstehen? Diese Fragen hatte sich Fritz mehr als einmal vorgelegt, ohne sich anfänglich zu getrauen, eine entschiedene Antwort darauf zu geben. Nun, nachdem ihm der alte Herr Klose seine Lebensgeschichte erzählt, seinen Bildungsgang mit ein paar Worten beleuchtet hatte, wollte es Fritz Lauter scheinen, als wenn er mit der Bejahung jener Fragen über die Lehrmethode der höheren Bildungsanstalten seines Vaterlandes den Stab brechen dürfe. Herr Klose war nicht nur ein Schüler dieser Anstalten gewesen, sondern hatte viele Jahre lang als Lehrer an denselben gewirkt; er hatte sich also gewiß den Bildungsstoff, welchen sie bieten konnten, so gut als möglich zu eigen gemacht, und dennoch war ihm schon der erste Versuch, im öffentlichen Leben seiner Zeit Stellung zu nehmen, noch dazu eine sehr anspruchslose Stellung, gewissermaßen am Ufer des von wilden Stürmen bewegten Stromes des politischen Lebens, übel genug bekommen. Und das allein deswegen, weil er, der geistig gereifte und tiefgelehrte Mann, keine Ahnung gehabt hatte von den Gefahren des politischen Lebens und öffentlicher Wirksamkeit, weil er ihnen gegenübertrat mit der Naivität eines Kindes, welches in das Feuer greift, weil es nicht weiß, daß die Flamme es verbrennen und ihm Schmerzen machen werde. (Fortsetzung folgt.)



Unterwasserkampf mit einem Schwertfisch. (Seite 108.)

Konrad Deubler — der Bauern-Philosoph.

Eine Skizze nach dem Leben, von Dr. A. D.-P.

Es ist keineswegs überraschend, wenn der auf naturwissenschaftlicher Grundlage aufgebauten neuen Weltanschauung der Vorwurf in's Gesicht geschleubert wird, daß sie im ganzen und großen nur demoralisierend wirken könne. Gerechtfertigt ist dieser Vorwurf nicht; aber er ist der Ausfluß einer ängstlichen Beklemmung jener, die unter der alten spiritistischen Weltanschauung groß geworden sind und nun — im Zeitalter des Uebergangs vom Spiritualismus zum Materialismus — mit Unbehagen wahrnehmen, daß ihre philosophische Position untergraben ist und die Gedankenwelt der Nationen eine ganz andre zu werden sich anschickt, ohne daß sie — die letzten Repräsentanten des hinstorbenden Spiritualismus — noch Kraft und Muth und Lust genug in sich spürten, mit der neuen Weltanschauung sich ehrlich und ernst abzufinden. So haben Sie denn auch keine Ahnung von dem reichen Erfaß, der uns in der Blüthe neuester Erfahrungswissenschaft geboten wird; das Wesen des empirischen Materialismus erscheint ihnen als „Buch mit sieben Siegeln“, — was wunder, wenn man ihn zum vorhinein verwirft, ohne ihn zu kennen, wenn man ihn zum Verbrecher stempelt, ohne ihn gehört zu haben!

Der Darwinismus hat dem Materialismus zum Sieg verholfen. Er ist das Panier, dem die ganze jüngere Schule wissenschaftlicher Forschung in beherzter Begeisterung folgt und Schlag auf Schlag seinen alten Gegner aus dessen letzten Positionen wirft. Der moderne Naturforscher ist Materialist, Monist — er anerkennt nur die Einheit der Materie und der gesetzmäßig an und in ihr zum Ausdruck gelangenden Kraft, die jener selbst innewohnt, mit jener unzertrennlich verbunden, ja — mit jener ein und dasselbe ist.

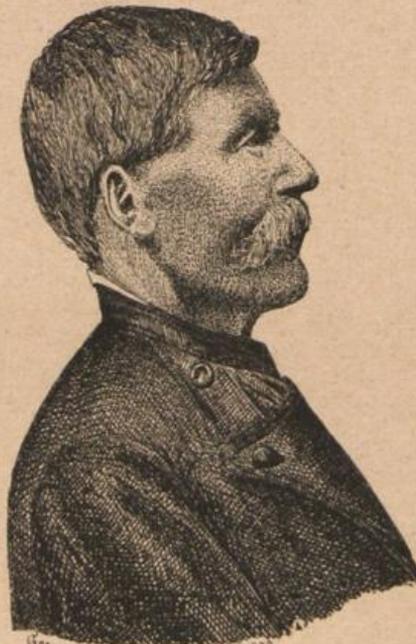
Kein Zweifel! — Die Wissenschaft feiert im Zeichen des Monismus die größten Triumphe; was man vor wenig Jahrzehnten kaum zu ahnen wagte, das sehen wir in unseren Tagen wissenschaftlich klar bloßgelegt, und wenn heute ein „Paulus“ der neuen Weltanschauung — ausgerüstet mit den Kenntnissen der exakten Wissenschaften — auf dem Markt zu Athen wieder das Auditorium des Heidenapostels antreffen könnte, so würde es abermals heißen, wie vor 1800 Jahren: „Die Götter sind den Menschen gleich geworden.“

Aber — so sagt man uns — die neue Weltanschauung sei nur für die gebildeten und gelehrten Fraktionen der Gesellschaft zuträglich, unschädlich, zufriedenstellend, erhebend und läuternd, während dieselbe Weltanschauung den „gemeinen Mann“, den einfachen Bürger, den ungebildeten Bauern nicht befriedigen und — nicht im Zaum zu halten vermöchte. Das ist die ernste Befürchtung nicht allein der Staatslenker und Kirchenfürsten, wie sie neuerlich vom Papst Leo XIII. in seiner Encyclica puncto Philosophie des heiligen Thomas von Aquino zum Ausdruck gelangte, sondern es ist auch die Befürchtung so mancher namhaften Pädagogen, ja selbst bedeutender Gelehrten.

Birchow hat uns hierfür den Beleg gegeben, als er auf der 50. Naturforscherversammlung in München davor warnte, die Abstammungslehre zum Gemeingut des ganzen Volkes zu machen.

Sehen wir einmal davon ab, mit welchen Schwierigkeiten, ja Unmöglichkeiten es verbunden wäre, wenn man die neue Weltanschauung als Geistespeise nur einigen kleinen Fraktionen der menschlichen Gesellschaft reserviren wollte, — fragen wir lieber: Bieten die bisherigen Erfahrungen wirklich hinreichende Gründe zu jener ernsten Befürchtung, wonach der „gemeine Mann“ mit der Annahme der materialistischen Weltanschauung, d. h. mit dem Aufgeben aller mystischen Glaubensartikel, auch seinen ganzen moralischen Halt, seine innere Befriedigung und seine Bürgertugenden einbüßen müßte? — Das Alltagsleben unserer Uebergangszeit lehrt uns grade das Gegentheil. Wir haben Gelegenheit, heute an allen Enden, unter allen Gesellschaftsklassen Freigeister und Mystiker, Materialisten und Spiritualisten nebeneinander rathen und thaten zu sehen. Die Versuchssubjekte und Resultate beider Weltanschauungen bieten sich uns ungesucht dar. Und wer redlich prüft, erhält auch eine durchaus beruhigende Antwort.

Eines der vielgelesenen deutschen Tagesblätter, das „Neue Wiener Tagblatt“, dem man mit seinen 40000 Abonnenten gewiß eine geistige Bedeutung nicht absprechen wird, brachte anfangs September 1879 einen Aufsehen erregenden Feuilletonartikel aus der Feder des geistreichen Friedrich Schögl, der also beginnt: „Träum ich oder wache ich? Ist's Wahrheit oder ein Bild der Phantasie, was mich umgibt? Ich fühle mir an den Kopf; er sitzt fest; was ich mit meinen Händen betaste, ist greifbar, es entflieht nicht, wie ein flüchtig' Schemen, es ist die reellste Wirklichkeit. Ich zünde mir eine Virginia an, es fehlt ihr an „Luft“; ich werfe sie fluchend weg und stopfe mir meine geliebte „Meerschaumene“ mit dem vertheuersten „Schwarzen Dreikönig“ — er ist thatsächlich schlechter geworden; ich befinde mich also in normalen Verhältnissen und auf dem altbekanntesten Planeten, der die „beste aller Welten“ repräsentirt; ich schwebe nicht in fabelhaften Regionen, und doch drängt sich mir oft momentan die Vermuthung auf, daß mich ein Windstoß in die „verkehrte Welt“ getragen, wo die Kultur bei den „Ungebildeten“ und die frag-



Skizze von Dr. A. Dodel. Fort. 10 Okt. 1879

Konrad Deubler.



Deublers Wohnhaus.

pirendste Beschränktheit bei der entgegengesetzten Klasse zu finden; in ein veritables Märchenland, das Glasbrenner prächtig beschrieben hätte, und wo beispielsweise goldbordirten Würdenträgern der Name Humboldt fremd ist, indessen ein simpler Bauer mit Feuerbach, David Strauß, Scherr, Vogt, Büchner, Mosele, Hädel, Dodel, Kohnmähler, Simony, Radenhaupt, Uhlich und anderen Koryphäen der Wissenschaft in freundschaftlichem brieflichen und persönlichen Verkehr gestanden und theilweise noch steht. Bin ich bei Sinnen und höre ich nicht falsch?... Da sitze

ich in einem komfortabelst eingerichteten, mit Kupferstichen nach Kaulbach'schen Gemälden, mit Bildern von notablen Meistern und sonstigen Kunstgegenständen geschmackvoll geschmückten Zimmer, in dem idyllischen, von Bergen umrahmten Heim eines schlichten Landmannes und blättere in den neuesten Publikationen des deutschen Buchhandels, indessen der „Herr des Hauses“, im grauen Lodenrock und derber Lederhose, den Pfeifenstummel zwischen den Zähnen, die eben angekommenen amerikanischen, schweizer, berliner und wiener Residenzblätter zc. mustert, die letzte Lieferung eines botanischen Atlas betrachtet, Briefe aus aller Herren Länder durchfliegt, oder zur Begutachtung eingesendete Mineralien, prähistorische Fundstücke und seltene Schmetterlings- und Käser-exemplare mit der Lupe prüft. Ab und zu fällt ein knorrig Wort, ein knapp präzisirender Ausruf — ansonst bleibt es während der „Leseunde“ mäschenstill. —

So beginnt der kulturhistorische Feuilletonist Schögl seine gelungene Skizze über Konrad Deubler, den bekannten „Bauern-Philosophen“, wie ihn ein Mitarbeiter des „Ausland“ genannt hat.

„Philosophie“ und „Bauer“! Wie reimten sich diese beiden zusammen?

Wird nicht auf allen Kathedern der Hochschulen „Philosophie“ als eine Wissenschaft blos für die „Geistig-Auserwählten“ gelesen, mit der Begründung, daß es erst jahrelanger ernster Studien bedürfe, ehe es dem schwachen Erdensohne vergönnt sein könne, in die Mysterien der „Philosophie“, dieser Quintessenz alles menschlichen Wissens, einzudringen? Wird nicht seit Jahrhunderten dem schlichten Bürger zum tausendstenmale vorgeschwätzt, daß das philosophische Denken und Verstehen ein Vorrecht der Gelehrtesten, das Glauben aber die erste Pflicht des Laien sei? Seit Voltaire und La Mettrie aus der Schule zu schwachen begannen, ist man in zivilisirten Ländern allgemein der Ansicht, daß wohl die Philosophie bei Gelehrten an die Stelle des religiösen Glaubens treten könne und die Religion dort zu ersetzen vermöge, während dagegen der Laie fernzuhalten sei von allen aufregenden Zweifeln philosophischen Denkens, da seine Augen nicht fähig seien, den Glanz anderer als eben „religiöser Wahrheiten“ zu ertragen.

Konrad Deubler hat uns eines Besseren belehrt. Der „Bauer“ kann „Philosoph“ sein und gerade dadurch glücklicher werden, als er's ohne „Philosophie“ geworden wäre.

Konrad Deubler wurde am 26. November 1814 als armer Leute Kind in einer niedrigen Hütte beim Dorf Gaisern (unweit Zschl) im Salzammergut geboren. Wir haben dieses sein Vaterhaus noch im letzten Sommer gesehen, freilich unbewohnt, weil längst in den Händen eines Andern, dem der Zerfall dieser Hütte nicht leid thut. Saftige Wiesen und Baumgärten umgeben das einstige Heim des sinnigen Knaben, der von seiner Großmutter mehr als von Vater und Mutter selbst geistige Unterhaltung genoss. War ja doch sein Vater Bergmann bei den Salzwerken der romantischen Gebirgsgegend am Hallstättersee und fand über den Sorgen um das tägliche Brod nicht Zeit und Muße, um sich und seine Familie geistig zu heben. Der kleine Konrad verlor in seinem zehnten Lebensjahr die Großmutter, an der er mit so viel Liebe und Verehrung hing. Es ist selbstverständlich, daß der Junge in der Verzweiflung über den unsagbaren Verlust, der ihn jahrelang quälte, sich alles Ernstes die Frage nahelegte: Wird ich dereinst meine Großmutter wiedersehen? — gibt es

ein ewiges Leben? Gibt es eine andere und bessere Welt, von der sie mir so oft erzählte und auf die sie mich tröstend und verheißend verwies? Konrad wollte Gewisseres erfahren, als es der Pfarrer (im größtentheils protestantischen Dorfe Gaisern) wußte. Er wollte in Büchern, die ganz speziell diese wichtigen Fragen behandelten, Antwort holen und wandte sich deshalb an den Geistlichen, von dem er wußte, daß diesem solche Bücher bekannt seien. Dieser machte den jungen Bauernsohn auf Sinentis' „Eupizon, oder über meine Fortdauer im Tode“ (Leipzig 1803), auf Mendelssohn's „Phädon“, Grävell's „Mensch“ u. a. m. aufmerksam. Einiges konnte er vom Pfarrer selbst geliehen erhalten, was er auch sofort mit wahren Heißhunger verschlang. Durch diese Lektüre gelangte denn Deubler auch zu einer festen Gewißheit, daß es ein Jenseits gibt, daß er also seine geliebte Großmutter wiedersehen werde.

Er begnügte sich aber keineswegs mit dem einmaligen Lesen jener Bücher, die ihm so kostbare Aufschlüsse zu geben vermochten; er wollte die Bücher selbst besitzen, jederzeit in seiner Nähe haben und so faßte er den Entschluß, die für den armen Buben fast unerschwingliche Summe von 12 Gulden, welche er zum Ankauf des Sinentis benötigte, so oder anders zusammenzutreiben.

„Ich wurde Müllerburche, kam nach Hallstadt — dort in jene romantische Mühle, welche über dem Städtchen so malerisch an den jähren Felsabhang geklebt erscheint — und sparte mir bei meinem largen Taglohn den Bissen vom Munde ab, und legte Kreuzer und Kreuzer zusammen, bis ich die damals so große Summe von 12 Gulden vollzählig hatte.“ Nun kaufte Deubler den dreibändigen Sinentis und nach und nach wieder ein und das andere Buch dazu und las um so gieriger (selbstverständlich nur bei Nacht, da er tagsüber seinen schweren Müllerdienst zu verrichten hatte), „als auch scheinbar das Verständnis, das Erkennen und Erfassen manches bisher Dunkeln und Unfaßbaren wuchs, was seine Freude am Lesen nur steigerte.“

Deubler wurde Eigenthümer der Mühle, heirathete schon im 18. Lebensjahr, um dem Militärdienst auszuweichen und erwählte hiebei — nicht etwa von zwei Uebeln das Kleinere, sondern — wie er uns als Greis selbst versichert, einen wahren Schatz von tüchtiger Lebensgefährtin. Es sei hier vorgreifend bemerkt, daß diese seine erste Frau drei Jahre älter war als er und 43 Jahre tapfer an seiner Seite marschirte.

Lange Jahre trug Deubler in Hallstadt die Kornsäcke vom Seeufer drunten etliche hundert steile Stufen hinan zur Felsmühle, um das Getreide zu mahlen und hernach die Mehlsäcke auf gleich beschwerlichem Wege wieder hinunterzutragen. Im eigenen Lebensunterhalt muß es damals trotz der körperlichen Anstrengung mager genug zugegangen sein; denn heute noch trinkt Deubler weder Wein noch Bier und ist höchst selten Fleisch, „weil er's anders gewohnt ist“. Um seiner Wißbegierde gerecht zu werden, sann er auf Mittel und Wege, sich „nebenbei“ da oder dort einen Gulden zu verdienen, und so kam er denn auf die Idee, Alpenpflanzen des Salzammergutes zu sammeln und nach Koch's Flora zu bestimmen, um sie später — in getrocknetem und zierlich geordnetem Zustande an Touristen und Naturfreunde zu verkaufen. So gewann er sich auch die Mittel, um in seinem zwanzigsten Lebensjahr noch schreiben zu lernen und dem Mangel der allernöthigsten Schulbildung in seiner ihm eigenen Art abzuheilen. (Fortsetzung folgt.)

Eigenthümliche Freundschaftsbeziehungen in der Thierwelt.

Naturgeschichtliche Skizzenbilder von Dr. L. Jacoby.

(Fortsetzung.)

Ein sehr ähnliches Freundschaftsverhältniß wie das zuletzt geschilderte hat bereits im frühen Alterthum die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Es ist dies zugleich der erste Fall einer Freundschaftsbeziehung zwischen Vertretern der verschiedenen Thierklassen, nämlich zwischen einem Kriechthier (Reptil) und einem Vogel, zwischen dem Krokodil und dem Krokodilwächter. Herodot, der Vater der Geschichte, der im fünften Jahrhundert vor Christus schrieb, berichtet aus Aegypten, daß das Krokodil sich von einem kleinen Vogel, Trochilus genannt, die Zähne putzen lasse und daß derselbe Vogel das schlafende Krokodil vor dem

Jchneumon*) warne, indem er herbeifliege und es theils durch seine Stimme, theils durch Bitten an der Schnauze aufwecke. Und ebenso erzählt Aristoteles in seiner Geschichte der Thiere: „Wenn das

*) Der von den Aegyptern heilig gehaltene Jchneumon sollte nach der Meinung der Alten viele fabelhafte Dinge verrichten, insbesondere der geschworene Feind des Krokodils sein, dessen Eier er daher begierig aufsuche und verzehre. Das letztere wird noch von Cuvier und Oken, sowie in den meisten neueren Handbüchern als Thatsache angeführt, während Brehm nach eigener Anschauung alle diese Angaben für Märchen erklärt.

Krokodil den Kachen aufsperrt, so fliegt der Trochilus hinein, und reinigt ihm die Zähne, indem er so seine Nahrung findet. Das Krokodil aber, welches merkt, daß der Vogel ihm eine Wohlthat erweist, fügt demselben keinen Schaden zu, sondern öffnet den Kachen weit, wenn der Trochilus hinaus will, damit es ihn nicht zerbeißt.“ Diese Angabe nun hat sich im Wesentlichen als durchaus begründet erwiesen.

Der Krokodilwächter (*Hyas aegyptiacus*) gehört zu den Stelzvögeln in der Nähe der Nibize und Regenpfeifer — er wurde früher unter dem Namen *Charadrius aegyptiacus* zu den letzteren gezählt — und bildet mit dem Wüstenläufer die Unterfamilie der schlanken Reinvögel. Es ist ein zierlicher Vogel von gedrungenen Gestalt — seine Körperlänge beträgt etwa $8\frac{1}{2}$ Zoll mit kurzem, scharf zugespitztem Schnabel, ziemlich kleinem Kopf und großen Augen, am Oberkopf, Nacken und Wangen, sowie am Unterrand der Flügel schwarz oder mit schwarzen Streifen schmuckvoll gezeichnet, im übrigen weiß mit schieferblauen Flügeldecken. Er bewohnt die Ufer des Nils in der ganzen Ausdehnung Aegyptens. Hören wir nun, was aus eigener Erfahrung ein Forscher der Gegenwart, Brehm, von diesem Vogel sagt: „Der Krokodilwächter lebt mit dem Krokodil wirklich in Freundschaft, aber nicht deshalb, weil das gefräßige Kriechthier wohlwollende Gefühle für ihn hegt, sondern weil seine Klugheit und Bewandtheit ihn vor böswilligen Gelüsten sichern. Als ein Bewohner der Sandbänke, welche das Krokodil zum Schlafen und Sonnen aufsucht, ist er mit diesem Ungeheuer von Jugend auf vertraut geworden, und hat gelernt, wie er sich ihm gegenüber benehmen muß. Ohne Besorgniß läuft er auf dem Rücken der Panzerdeckchen auf und nieder, als ob dieser ein Stück grünen Kajsens wäre, unbekümmert ließt er Kerbtbiere und Egel ab, welche das Krokodil schröpfen wollen, wagt sich sogar daran, seinem gewaltigen Freunde die Zähne zu putzen, d. h. buchstäblich Brocken, welche zwischen denselben hängen blieben, oder Thiere, welche sich an den Kinnladen und dem Zahnfleisch festsetzten, wegzunehmen: ich habe das gesehen und zwar zu wiederholten malen. In der Achtbarkeit des Krokodilwächters und in der Würdigung der Umstände und Ereignisse beruhen auch die Dienste, welche er leistet. Das Geschrei, welches er beim Anblick eines ihm fremdartig oder gefährlich dünkenden Wesens oder Gegenstandes ausstößt, erweckt das schlafende Krokodil und läßt diesem gerathen erscheinen, sich in die sicheren Fluthen zurückzuziehen.“ Wir würden in diesem Bericht eine Erklärung der Sache haben, die bis auf einen Punkt vollkommen überzeugend erscheint, das ist die Angabe von dem völlig indifferenten Verhalten des Krokodils gegenüber dem Freundschaftsdienst, den ihm sein Wächter leistet. Daß das plumpe Thier dem gewandten Vogel, so lange er ihm auf dem Rücken oder von der Außenseite der Schnauze umherpielt, nichts anzuhaben vermag, ist begreiflich, keineswegs aber leuchtet dem Unbefangenen ein, wie der Krokodilwächter ungefährdet bleiben könne, wenn er, was Brehm ausdrücklich bestätigt, in dem Innern des aufgesperrten Krokodilraches umherpaziert, um dort sein Reinigungswerk zu vollbringen und für sich Ernte zu halten. Hier erscheint die Annahme eines freundschaftlichen Verhaltens auch des Krokodils wegen dieser Dienstleistung noch immer natürlicher, und es müssen die Worte des Herodot: „Von allen Vögeln und andern Thieren wird das Krokodil gelohet, mit dem Vogel Trochilus aber lebt es in Frieden, weil es ihm nützlich ist“ in Geltung bleiben, so lange nicht konstatiert ist, daß das Krokodil wenigstens den Versuch macht, durch Schließen des Raches seinen Wächter so zu behandeln wie alle andern Thiere. Auf die frappante Ähnlichkeit dieses Falles mit dem Verhalten des Haifisches gegenüber seinem Piloten sei an dieser Stelle nochmals hingewiesen.

Noch in mehrfacher Bezugnahme in Dunkel gehüllt ist das folgende Freundschaftsverhältniß, welches außerhalb enger Wissenschaftskreise wohl kaum bekannt sein mag. Die Klust des Ablandes in der Organisation der beiden Thiere erscheint hier noch erweitert; es sind nicht nur verschiedene Klassen, sondern einander ganz fern stehende Urstämme des Thierreichs, es ist eine Muschel und ein Fisch, die in ein Freundschaftsbündniß getreten sind.

Im Jahre 1785 veröffentlichte der Neapolitanische Arzt und Naturforscher Cavolini eine werthvolle Schrift über die Erzeugung der Fische und Krebse, worin er zuerst die merkwürdige Entdeckung mittheilte, daß in den Kiemen der Teichmuschel (*Anodonta*) sich zuweilen befruchtete Eier vorfinden, aus denen sich nicht Muscheln, sondern — Fische entwickeln. Die Sache, die

damals wohl kaum geglaubt wurde, gerieth dann in Vergessenheit, bis sie viel später im Jahre 1843 von den deutschen Forschern Oken und Döllinger wieder aufgenommen und in der Zeitschrift „*Nis*“ als begründet bestätigt wurde. Beide sprechen die Meinung aus, die Eier möchten von dem Stichling herrühren. Karl Vogt dagegen, der in dem Lahnfluß dieselbe Erscheinung beobachtete und darüber 1848 eine französische Abhandlung schrieb, nahm für die Muscheleier die Kaulquappe, den Kaulkopf (*Cottus gobio*) in Anspruch. Von zwei russischen Forschern wurde sodann die Sache aufs neue untersucht. Sie fanden Fisch Eier und reife Fischembryonen in einer verwandten Art, in der Malermuschel, gleichfalls zwischen den Kiemenfalten verborgen, ohne über die Fischeltern derselben etwas feststellen zu können. Erst als 1863 der münchener Zoologe von Sieboldt sein ausgezeichnetes Werk über die Süßwasserfische Mitteleuropas veröffentlichte, worin er auch die Eier der bekannten Fische sorgfältig beschrieb, kam mehr Licht in die Sache. Es fand sich, daß ein bekannter Süßwasserfisch, der Bitterling, Eier besitzt, die in Färbung und Größe genau mit den in der Teich- und Malermuschel gefundenen übereinstimmen. Zudem wurde man jetzt auf die Entdeckung aufmerksam, die einige Jahre vorher der württembergische Forscher Krause an dem Bitterling gemacht hatte. Es entwickelt sich nämlich bei dem trächtigen Weibchen dieses Fisches eine lange Legeröhre, welche, so wie die Eier ihre Reife erlangt haben, als ein wurmförmiger Strang vor der Afterkloffe des Thieres frei vom Hinterleibe herabhängt. Diese Umstände nun ließen die Ansicht begründet erscheinen, daß der Urheber der sonderbaren Muscheleier niemand anders sei als unser Bitterling. Nochmals verwandte nun gegen Ende der 60er Jahre ein Forscher, Dr. Koll vom Senkenbergischen Museum zu Frankfurt am Main, ein eifriges Studium auf die Lösung des Räthfels. Seine Untersuchungen und Beobachtungen hatten indeß nur das Resultat, daß mit sehr hohem Grade von Wahrscheinlichkeit der Bitterling als derjenige Fisch betrachtet werden kann, der die Teichmuschel aufsucht, um ihr seine Eier in Pflege und Wartung zu übergeben. Eine direkte Beobachtung der Thatsache des Ei-Ablegens in die Muschel oder der Entwicklung dieser Eier zu jungen Bitterlingen ist auch diesem Forscher nicht gelungen. So ist denn noch bis auf diesen Tag, wenn auch die Gründe, die für den Bitterling sprechen, überaus gewichtiger Natur sind, für die strenge Wissenschaft die Frage: Wer ist der Vater? nicht beantwortet.

Die Teichmuschel und Entenmuschel (*Anodonta cygnea* und *An. anatina*) sowie die ihr sehr nahe stehende Malermuschel (*Unio pictorum*) sind in ihrer äußeren Gestalt wohl überall in Deutschland bekannt. Ueber ihre Lebensweise ist kaum etwas besonders Auffallendes zu berichten. Wo in Teichen und Flüssen Boden und Strömung ihnen zusagt, da wählen sie sich mit ihrem beiförmigen Fuße — es ist dies eine Muskelfortsetzung des Rumpfes an der Bauchseite — so tief in den Sand und Schlamm abwärts, daß nur das äußerste, hintere Spitzende ihrer Schalen nach hervorsteht. So bleiben sie Tage, ja Wochen lang an derselben Stelle im Sande stecken und verrathen ihr Leben nur dadurch, daß sie das hervorstehende Ende der Schalen ein klein wenig öffnen, so daß der gefranste Rand ihres Mantels, jener zarten Haut, welche die beiden Schalen immer bedeckt, etwas hervortreten kann. Durch diese stets bewegten Fransewimpern wird fortwährend ein Wasserstrom in die Muschel eingesogen, der zur Athmung und vermittelt seiner organischen Stoffe zur Nahrung des Thieres dient. Auf jeder Seite des Muschelkörpers zwischen Rumpf und Mantel liegen zwei aus je einem doppelgeschichteten Blatt bestehende Kiemen, und der Zwischenraum dieser Kiemenblattschichten ist der Aufbewahrungsort der merkwürdigen Fisch Eier. Dr. Koll fand an den seichten Uferstellen des Mainstromes die auffallenden, dottergelben Eikörper in den Muscheln frühestens und in geringer Zahl in der ersten Woche des April, bei den später herausgenommenen Muscheln waren die Eier stets zahlreicher vorhanden, und schon in der ersten Woche des Mai fand er die Eier theilweise zu kleinen Fischchen entwickelt, die langgestreckt in den Kiemenfächern steckten und mit ihrem dicken Kopf und schwarzen Augen deutlich durch die Kiemenhaut hervorstachen. Bei dem vorsichtigen Aufschließen der Kiemen kamen dann die niedlichen Fischlein unverfehrt zum Vorschein, die eine längliche, gelbe Dotterblase als Vorrathssack am Bauche trugen und durch lebhaften Silberglanz sich auszeichneten. Es machte stets einen wunderbaren Eindruck, aus den innersten Organen des Muschelthieres die kleinen Fischchen her-

vorpazieren zu sehen. Karl Voigt beobachtete sogar, wie die aus den Kiemen befreiten Fische, wenn man die Muschel zu ihnen ins Wasser legte, wieder in die Kiemensächer ihrer Pflagemutter zurückkehrten.

Der Bitterling (*Rhodeas amarus*), zu den Karpfen gehörend und der kleinste Repräsentant dieser Familie, ist ein überaus zierliches, zwei bis zweieinhalb Zoll langes Fischchen, in der Gestalt der Karausche ähnlich. Außer der Laichzeit sind beide Geschlechter am Rücken graugrün, an den Seiten silberglänzend gefärbt, mit einem grünen, glänzenden Längsstreifen, der sich zu beiden Seiten von der Mitte des Leibes bis zum Schwanz erstreckt. Diese Färbung verschwindet aber, wie uns Sieboldt beschreibt, zur Brunnzeit an dem männlichen Bitterling vollständig und macht einem prächtigen Hochzeitskleide Platz von einem Farbenglanz, der sich kaum beschreiben läßt. Die ganze Körperoberfläche der brünstigen Männchen schillert in allen Regenbogenfarben, wobei sich stahlblau und violett besonders hervorheben und der grüne Seitenstreifen intensiv smaragdglänzend hervortritt, während die Brust und Bauchseite in einem schönen Orangegelb prangen. Auch die sonst nur blaßröthlich gefärbten Rücken- und Afterflossen zeigen sich hochroth gefärbt und schwarz umsäumt. Die Weibchen behalten ihre einfache Färbung und treten daher zur Laichzeit an äußerem Glanze vor ihrem prachtvoll geschmückten Männchen sehr zurück. Doch entwickelt sich bei ihnen um diese Zeit die röthlich gefärbte Legeröhre, deren wir oben Erwähnung gethan; dieselbe verschwindet bis auf eine kurze Andeutung gänzlich wieder, nachdem sie ihre Funktion verrichtet. Sieboldt fand auf dem Fischmarkt zu Straßburg Bitterlingsweibchen, die eben im Begriff waren, ihre Eier abzulegen, wobei die lange Legeröhre fast einer Perleschnur glich, indem sie von der Wurzel bis zur Spitze in einfacher Reihe hinterinander von schwefelgelben Eiern angefüllt und ausgedehnt war*).

*) Der Verf. dieser Skizzen hat in der Schweiz eine kurze Zeit lang den Bitterling in einem Aquarium gehalten und kann die Anschaffung des zierlichen Thieres für Süßwasseraquarien nur empfehlen. Leider ist es hier bisher nicht möglich gewesen, Exemplare von Bitterlingen, die in den Bächen der Triester Umgebung nicht vorzukommen

Eier nun, die im Verhältniß zur Länge des Fisches auffallend groß mit einem Durchmesser von über drei Millimeter erscheinen, haben sich nach den Angaben des jüngsten Beobachters Dr. Roll als dieselben herausgestellt, die in den Teich- und Malermuscheln gefunden werden und zwar zu einer Zeit, die mit der Laichzeit des Bitterlings, dem Monat April, übereinstimmt. Die erwähnte Legeröhre bildet allerdings ein sehr geeignetes Instrument, um der Muschel die Eier zuzuführen, so daß wir von einer sonst schwer zu begreifenden Wanderung der Eier in die Muschelschalen hinein, oder von ihrer aktiven Aufnahme durch die Muschel absehen dürfen. Aber — vorausgesetzt, es sei in der That der Bitterling, der seine Brut der Muschel übergibt, wie sollen wir uns das ganze Verhältniß erklären? Was bewegt den Fisch, eine so ungewöhnliche Pensionsanstalt für seine Brut aufzusuchen, und wie ist er im Laufe der Artentwicklung zu diesem merkwürdigen Freundschaftsbündniß gekommen? Auf diese Frage fehlt uns bis jetzt jede Antwort und ebenso für den Beweggrund, der etwa die Muschel bei dem Vorgang leitet. Denn, wenn wir erwägen, daß Teichmuschel und Malermuschel höchst empfindsame Thiere sind, die bei der geringsten Berührung ihre Schalen schließen, während zudem auch die gewöhnlich von ihr beibehaltene, winzige Oeffnung der Schalen Spitze für die Aufnahme der Legeröhre kaum ausreicht, so sind wir fast zu der Annahme gezwungen, daß die Muschel nicht unfreiwillig die Eier in ihren Schooß aufnimmt und ihnen an dem so geschützten Ort in den Kiemenfalten einen Aufenthalt zu ihrer Entwicklung anweist. Hervorgehoben muß noch die Thatsache werden, daß das Behalten der Fischeier und die Entwicklung derselben in den Kiemen der Muschel nicht im geringsten zu schaden scheint, da sie mit der fremden Tracht ungestört und in gewohnter Weise fortlebt. — So beschaffen also ist das intime Verhältniß zwischen Bitterling und Teichmuschel; vielleicht sind wir im Stande, in einem späteren Bericht darüber dem Leser einen mehr aufklärenden Nachtrag zu liefern. (Schluß folgt.)

scheinen, zu erhalten. Verf. würde Händlern, denen etwa diese Reizen zu Gesicht kommen, für die Uebermittlung lebender Bitterlinge verbunden sein.

Johann Wolfgang Goethe.

Von Dr. Max Vogler.

(Fortsetzung.)

Im Juni 1776 ernannte der Herzog den frankfurter Bürgersohn, der — nach Knebels Worten — „wie ein Stern in Weimar aufgegangen“ war, und von dessen persönlichem Glauben sich Wieland „so voll“ fühlte wie ein „Thautropfen von der Morgensonne“, abermals zum Entsetzen der Stadt Weimar und besonders zum Schreck der begierig nach einem solchen Posten schielenden jungen Adelligen, zum geheimen Legationsrath mit Sitz und Stimme im Geheimrathskollegium und einem Jahrgehalt von 1200 Thalern. Denn es stand schon nach den ersten Wochen, während denen Goethe in Weimar weilte, fest, daß der Dichter hier, seiner Neigung und dem Wunsche des Herzogs entsprechend, seinen bleibenden Aufenthalt nehmen würde, und auch des Vaters Zustimmung zu diesem Entschluß wurde nun gewonnen, nachdem ihm Karl August in einem Briefe an ihn u. a. erklärt hatte: „Goethe kann nur eine Stellung haben — die meines Freundes, alle andern sind unter seinem Werth.“

Goethe's Thätigkeit wurde vom Augenblicke dieser Anstellung an eine äusserst vielseitige, und es ist wirklich zu verwundern, daß er neben der Zeit, die durch Amtsgeschäfte und Hofgesellschaften absorbiert wurde, noch Stimmung und Muße zu all den dichterischen Arbeiten fand, die er in diesen Jahren theils begann, theils nach schon vorhandenen Entwürfen und Anfängen vorsetzte, gar nicht in Betracht gezogen die Menge kleinerer lyrischer Gedichte, die dieser Periode seines Lebens bis zum Antritt der italienischen Reise ihre Entstehung verdanken. Und nicht genug, daß er den Herzog, wie aus seinem Briefwechsel mit diesem hervorgeht, fort und fort zur stetigen Förderung des Volkswohls anregte und in öffentlicher Wohlthätigkeitspflege sein Mitgefühl für die unteren Klassen an den Tag legte, wurde er auch nicht müde, in noch anderer Weise Gutes zu thun, wie er z. B. eine Sammlung für den hart bedrängten Dichter Bürger veranstaltete,

seinen strasburger Freund Jung-Stilling in seiner Armuth unterstützte und in zart sinnigster und fürsorglichster Weise dem unglücklichen, ihm sonst ganz fremden Hypochonder „Kraft“ das Leben wieder erträglich zu machen wußte, diesem armen, mit sich selbst und den Menschen zerfallenen Schlucker, dem er, gegenüber seiner Besorgniß, den vielbeschäftigten Staatsmann und Schriftsteller zu belästigen, in seinen vielen an ihn gerichteten Briefen u. a. die hochherzigen, über alles nachdenkens- und nachahmenswerthen Worte schrieb: „Sie sind mir nicht zur Last, vielmehr lehrt mich wirthschaften, ich verändere viel von meinem Einkommen, das ich für die Nothleidenden sparen kann. Und glauben Sie denn, daß Ihre Thränen und Ihr Segen nichts sind? Der da hat, darf nicht segnen, er muß geben, aber wenn die Großen und Reichen dieser Welt, Güter und Rangzeichen austheilen, so hat das Schicksal dem Elenden zum Gleichgewicht den Segen gegeben, nach dem der Glückliche zu geizen nicht versteht.“ — „Und es ist mehr eine Wohlthat von Gott, wenn er uns, da man so selten was thun kann, einmal einen wirklich Elenden erleichtern heißt.“ In diesen Worten, die er dadurch bekräftigte, daß er für den armen Unglücklichen während mehrerer Jahre den sechsten Theil seines Gehaltes opferte, spricht sich denn doch mehr wahre Humanität des „großen Heiden“ Goethe aus, als sie ein Schock nicht gerade seltener moderner Pharisäer und frommer Augenblinzler zusammen besitzen, wie andererseits solche Thatfachen den dem Dichter so lange gemachten Vorwurf der Herzlosigkeit und des Mangels an Mitgefühl, welcher in Verbindung mit der landläufigen Vorstellung von der alten, allerdings etwas steif und förmlich gewordenen Exzellenz Goethe irrthümlicherweise entstanden ist, für jeden ehrlichen und vernünftigen Menschen auf das vollständigste entkräften müssen.

Im Jahre 1778 begleitete der Dichter den Herzog nach Berlin,

wurde 1779 Geheimrath und unternahm in demselben Jahre gemeinschaftlich mit Karl August eine Reise nach der Schweiz, auf welcher er u. a. auch Seesenheim besuchte und Friederike wieder sah. Man empfing ihn hier so freundlich und vermied mit solchem Zartgefühl eine Berührung seines früheren Verhältnisses zu dem reizenden Mädchen, daß Goethe mit voller innerer Befriedigung Abschied nahm und sagen durfte, „er könne nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Gedenken der Welt hindenden und in Frieden mit den Geistern dieser Ausgesöhnten in sich leben.“ Friederike ist übrigens, obgleich sie nach Goethe's Weggang von Straßburg von mehreren umworben wurde, im November 1813 in dem badenschen Dorfe Meisenheim unvermählt gestorben: „das Herz, das Goethe geliebt hat.“ — pflegte sie zu sagen — „kann keinem andern Manne angehören.“

Goethe kam, gleich dem Herzog, geistig und körperlich gekräftigt von der Reise zurück, auf welcher er übrigens auch während der Neujahrsfestlichkeiten der Karlschule in Stuttgart zum erstenmal den damals zwanzigjährigen Schiller sah. Er war außer mit Friederike auch mit der in Straßburg verheiratheten andern Jugendgeliebten „Lili“ zusammengetroffen und hatte das Grab seiner am 16. Juni 1777 verstorbenen Schwester zu Emsmendingen besucht; er war klarer und in sich gefesteter, einig mit sich selbst geworden, und an die Stelle jugendlicher Zerknirschtheit trat der feierliche Männerernst und gipfelte sein Dasein zu imposanter Einheit. Charakteristisch genug schrieb er damals in sein Tagebuch: „Ich will Herr über mich selbst sein; niemand, als wer sich selbst verleugnet, ist werth zu herrschen und kann herrschen“, und er sprach damit ganz den Gedanken aus, den er drei Jahre später in dem bekannten Gedicht „Ismenau“, dem Herzog aus Herz legte:

„Der kann sich manchen Wunsch gewähren,
Der kalt sich selbst und seinem Willen lebt;
Allein wer andre wohl zu leiten strebt,
Muß fähig sein, viel zu entbehren.“

Verschiedene kleinere Geschäfts- und Erholungsreisen, die in den nächsten Jahren unternommen wurden, müssen wir hier übergehen, um ihm desto eher auf seiner italienischen Reise, die er am 3. Septbr. 1786 von Karlsbad aus antrat, folgen zu können. Inzwischen war er 1782 noch zum Kammerpräsidenten ernannt, sowie vom Kaiser Joseph durch Verleihung des Adels ausgezeichnet worden und hatte eine Sammlung und Herausgabe seiner sämtlichen Schriften vorbereitet, welche dann von 1787—1790 bei Götschen in Leipzig in acht Bänden erschien. Vier Bände dieser Gesammtausgabe hatte er, mit Ausnahme der „Iphigenia“, noch vor dem Antritt der italienischen Reise an den Verleger abgehandelt und Herder die Sorge für den Druck anvertraut.

Die Fortschritte der Technik.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Von H. W. Fabian, Ingenieur in Frankfurt am Main.

I. Die Verwerthung der Wasserkräfte.

A. Allgemeines.

„Wärme und Arbeit sind äquivalent“, so lautet der empirische Satz, auf den sich die mechanische Wärmetheorie baut. Ohne ihm Stande zu sein, überall das mechanische Äquivalent zu bestimmen, hat die theoretische Naturerkenntniß doch längst den Kausalnexus von Wärme und mechanischer Arbeit auch mit den Erscheinungen der Elektrizität und des Magnetismus, des Lichtes und des Schalles, ja selbst der organischen Lebenserscheinungen festgestellt.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, die Einheit der Naturvorgänge weiter theoretisch zu verfolgen, und alle Bewegungsarten der allgemeinen Substanzen auf ein gemeinsames Grundprinzip zurückzuführen, um so gewissermaßen die Theorie gleicher Kraftqualitäten wissenschaftlich zu begründen; wir begnügen uns hier, die praktisch-technische Seite des ersten Hauptfaches der mechanischen Wärmetheorie weiter in seinen Konsequenzen zu behandeln.

Auf der Umsetzung von Wärme in mechanische Arbeit beruht unsere ganze moderne Dampftechnik, die Telegraphie hat einen weiteren praktischen Beweis der Kausalverknüpfung der Wärme und mechanischen Arbeit mit den Erscheinungen der Elektrizität und des Magnetismus gegeben, aber noch mehr wie dieser Zweig der modernen Gewerblichkeit die ganz in neuester Zeit aufgetauchte Industrie der elektrodynamischen Beleuchtung. In Verbindung mit der Telephonie und anderen wichtigen Zweigen der neuzeitlichen Entdeckungen ist die Kausalität aller obenerwähnten Naturvorgänge unzulänglich nicht nur durch das rein wissenschaftliche Experiment, sondern selbst durch die technischen Gewerbe festgestellt worden.

So sind denn in neuester Zeit Projekte aufgetaucht, die an Kühnheit

Die Ursachen dieser Reise lagen gleicherweise in dem Wunsche des Dichters, sich der bestrickenden Wirkung, die die Persönlichkeit der Frau von Stein immer noch auf ihn ausübte, für einige Zeit zu entziehen und dieselbe sich abschwächen zu lassen, wie in dem drängenden Verlangen, einmal aller amtlichen Geschäfte ledig zu sein und für die theils seit längerer, theils seit kürzerer Zeit begonnenen größeren Arbeiten Ruhe und Sammlung zu gewinnen. Diese aber erwartete er von dem beseligenden Anschauen der klassischen Kunstdenkmäler Italiens, deren Studium zugleich die harmonische Aus- und Durchbildung seines Wesens noch weiter fördern sollte, am allerehesten. Von den umfangreichen Schöpfungen, an denen er während seines bisherigen Aufenthalts in Weimar thätig war, nennen wir die fünf großen Dichtungen: „Egmont“, „Iphigenia“ (letzteres vor allem wiederum ein bedeutender Denk- und Merkstein seiner künstlerischen Entwicklung), „Tasso“, „Faust“ und „Wilhelm Meister“.

Die bedeutendste That auf dieser Reise, deren ausführliche Beschreibung — Briefe an Frau v. Stein, Herder, Karl August zc. — sich bekanntlich unter Goethe's Werken befindet, war zunächst die im Januar 1787 in Rom vollendete metrische Umarbeitung der in Prosa bereits 1779 fertig gewordenen und unter anderen goethe'schen Stücken und Gelegenheitspielen auf dem bekannten, von dem Dichter in Weimar ins Leben gerufenen „Liebhabertheater“ wiederholt aufgeführten „Iphigenia auf Tauris“, deren gemeinere klassische Ruhe bei seinen immer noch von „Sturm und Drang“ hin- und hergezogenen und in der „Natürlichkeit“ der Prosa schwellenden Freunden im Anfang wenig Verständniß und Beifall fand. — Dann wurde die Reise südwärts nach Neapel mit dem Maler Tischbein fortgesetzt, und nachdem er hier neue anregende Bekanntschaften gemacht, ging es weiter nach Sizilien, wo er durch die Beschäftigung mit der Odyssee zu dem Entwurf eines Dramas „Nausikaa“ angeregt wurde, welches aber ebensovienig zur Ausführung gelangte, wie ein in einem Briefe vom 19. Oktober 1786 skizzirtes anderes Stück: „Iphigenia von Delphi“, von welchem er eine große Wirkung erwartete. Schon jetzt beschäftigte ihn sein Interesse für die Naturwissenschaften, denen ein so großer Theil seiner Thätigkeit während der italienischen Reise galt, auf das lebhafteste; namentlich dachte und forschte er auf Sizilien über die „Urpflanze“. Nach einem zweiwöchigen Aufenthalt in Neapel am 6. Juni 1787 nach Rom zurückgekehrt, verweilte er hier bis zum April 1788 und füllte seine Zeit in der sorgfältigsten Weise durch die Beobachtung des Volkslebens, durch aufmerksames Studium der älteren und neueren Denkmäler der Bau-, Bildhauer- und Malerkunst, durch dichterische Arbeiten und Beschäftigungen mit den Naturwissenschaften aus.

(Fortsetzung folgt.)

in der Idee alles Frühere übertreffen. Wir erinnern nur an das Projekt der Nugharmachung der Wasserkräfte des Niagarafalles. Mittels elektrodynamischer Maschinen sollte die mechanische Arbeitskraft des Wassers in Elektrizität umgesetzt werden, diese selbst aber sollte durch Kupferdrähte resp. Stangen fortgeleitet werden in die größeren Städte und hier wiederum durch das Mittel der Elektrodynamik zu Arbeits-, Heizungs- und Beleuchtungszwecken u. s. w. zur Ausnutzung kommen. Wir könnten uns so theoretisch eine Zentralstelle, sagen wir kurz, der Kräfteerzeugung denken, die durch entsprechende Transmmissionen ganze Länder, ja ganze Continente mit allen Kräftefordernissen zu versorgen vermöchte; ein Fernbild, der selbst die weitgehendsten kommunistischen Spekulationen übertreffen dürfte.

Durch die allgemeine Nugharmachung der Wasserkräfte für gewerbliche Zwecke würde in der That ein Umsturz aller gewerblichen Betriebe und der gesellschaftlichen Organisationen hervorgerufen werden, wie solche vorher in der Urzeit nur durch die Entdeckung des Feuers und in der Neuzeit durch die Erweckung des Dampfes erzeugt sind.

Wir hätten das Perpetuum mobile erreicht, soweit die physischen Materialien und das Weltengebäude nicht selbst der Veränderlichkeit unterworfen sind, denn die Sonne sorgt immer wieder für Ablagerung der Wassermassen auf den Gipfeln der Berge; die Schwere aber treibt unablässig diese wiederum den Flüssen und endlich den Weltmeeren zu.

Es ist in der That kaum glaublich, daß bei der ungeheuren Verschwendung von mechanischer Arbeitskraft der fließenden Gewässer, diese noch nicht mehr zu einer allgemeinen Ausnutzung herangezogen sind. Zwar hat man zu Mühlen- und einzelnen Fabrikbetrieben schon längst durch direkte Verwendung die Wasserkräfte zu mechanischen Arbeitsleistungen herangezogen, auch die Hochquellenwasserleitungen basiren auf dem gleichen Prinzipie und führen den Städten selbstthätig ihre Gewässer zu; ferner versucht man in neuester Zeit noch durch das Zwischenglied von komprimirter Luft die Wasserkräfte auf größere Ent-

fernungen nutzbar zu machen, so bei der Durchbohrung des Mont-Cenis und des St. Gotthard's; allein immerhin ist die wirkliche Verwendung gegenüber der ungeheuren Verschwendung resp. Leistungsfähigkeit nicht viel höher als gleich Null zu setzen. Dieses Mißverhältnis hat wohl seinen Grund darin, daß die Erfindung der Dampfmaschine alle anderen Motoren vorerst zurückdrängte, allein es sollte immermehr zu einem idealen Verhältnis gestaltet werden, Staaten und Gemeinden sollten keine Mittel und Opfer scheuen, um der Menschheit diesen Triumph der allgemeinen Naturbewältigung zu sichern. Die Gewalten sind fast unvorstellbar in ihrer Intensität und ihrem Umfange, trete der Mensch nur heran und mache sie sich dienstbar.

Es wird dann eine Zeit kommen, wo die Natur alle mechanischen Arbeiten selbstthätig verrichtet und wo es dem Menschen nur überlassen bleibt, die Maschinen zu erfinden und sie in ihrer Thätigkeit zu lenken und zu leiten. Die Thätigkeit aller thierischen Kraft wird immer mehr abgelenkt werden von der motorischen, sagen wir rohen Arbeitsleistung; die des Menschen speziell wird immer mehr vergeistigt und die der Thiere wird desgleichen zur Veredlung kommen.

Sie werden als Lastthiere weniger zur Benutzung gelangen, dagegen wird sich das ästhetische Moment der organischen Lebendigkeit zu immer größerer Vollkommenheit im gesellschaftlichen Leben entfalten. Indessen, so wie es hier nicht unsere Aufgabe ist, die Einheit aller Welt- und Naturvorgänge des weiteren zu ergründen, so kann uns desgleichen hier nicht die Aufgabe beschäftigen, den Einfluß des Maschinenwesens, weder nach der motorischen noch nach der rein kinematischen Seite hin, auf die Entwicklung des kulturellen und gesellschaftlichen Lebens, sei es analytisch mit Rücksicht auf die Vergangenheit, sei es synthetisch im Hinblick auf die Zukunft, herzuleiten. Wir begnügen uns dieserhalb mit den bloßen Andeutungen, die immerhin schon dem Auge des denkenden Lesers eine nicht allzu verschleierte Perspektive enthüllen werden.

Kommen wir nun, nach der theoretischen Anerkennung des Prinzips der allgemeinen Umkehrbarkeit der Naturphänomene, zu der Kernfrage, wie sich die Verwertung der Wasserkraft für gewerbliche Zwecke am ehesten praktisch gestalten läßt. Schon von anderer Seite ist darauf aufmerksam gemacht worden, daß man zur Kraftübertragung sich des Kupferdrahtes nur auf ganz geringe Entfernungen bedienen kann, weil der Widerstand nach dem ohm'schen Gesetze so eminent mit der Länge der Leitung wächst. Für die Uebertragung der Wasserkraft des Niagarafalles auf entfernte Strecken würde beispielsweise mehr Kupfer zu Leitungsfangen erforderlich sein, als sämtliche Kupferbergwerke der Erde in vielen Jahren liefern. Es muß füglich von der allgemeinen Kraftübertragung durch Kupfertransmissionen abgesehen werden, wenn selbst die Herstellung der erforderlichen elektro-dynamischen Maschinen durchaus keine Schwierigkeiten verursachen würde. Wenn nun auch aus räumlichen und zeitlichen wie physischen Endlichkeitsmomenten die Differenzierung einer centralen Kraftzeugung bis zu einem gewissen Grade geboten ist, so bewegt sich immerhin doch die Centralisirung derselben, selbst noch für große Städte und ganze Stadtkomplexe innerhalb der Grenzen der Ausführbarkeit. Wir möchten diese Art der Kraftcentralisation in eine Linie stellen mit städtischen Wasserleitungen, Kanalisationen und Gasleitungen, zu welchen sich in jüngster Zeit noch die Centraldampfheizung gesellt.

Auffallend ist es, daß bei der Empirie des ersten Hauptsatzes der mechanischen Wärmetheorie die Wärme lediglich in mechanische Arbeit umgesetzt wird, während doch umgekehrt die Umsetzung von mechanischer Arbeit in Wärme ursprünglicher, historisch älter ist und von noch weit größerer Bedeutung sein dürfte. Indessen das Wichtigste und zugleich Einfachste scheint in der Natur immer zuletzt gefunden zu werden; so hat man z. B. schon längst die Kunst des perspektivischen Zeichnens, während man auf die Rekonstruktion der Perspektive erst sehr spät verfallen ist, und doch liefert das ursprüngliche Sehen lediglich perspektivische Bilder, weshalb die Vorstellung der geometrischen Verhältnisse eines Gegenstandes nur durch Rekonstruktion bewirkt werden kann. Erst ganz in neuester Zeit ist auf die Bedeutung der Photogrammetrie für das ganze Vermessungswesen aufmerksam gemacht worden, und findet man daher denn auch noch nicht mehr als nur vereinzelte praktische Versuche, ohne eine allgemeine staatliche Unterstützung. Doch halten wir uns nicht weiter auf mit Parallelen. Als der Mensch zuerst durch das Aneinanderreiben zweier Hölzer, also durch mechanische Arbeit, das Feuer erzeugte, da fing für das ganze Geschlecht eine neue Kulturperiode an; hierauf entdeckte er die Umsetzung der Wärme in mechanische Arbeit, und es begann abermals für sein Geschlecht ein neues Zeitalter, es ist dies das Zeitalter des Dampfes, in dessen Segnungen wir leben.

Täuschen wir uns nicht, so wird nochmals ein solcher Umschwung hervorgerufen werden, wenn es gelingt, die natürlichen mechanischen Arbeitsleistungen in Wärme umzusetzen. Wir haben hier unseres Erachtens den Kern der Umgestaltungstheorie getroffen.

Sehen wir durch den Bau von Turbinen und Wasserrädern die Wasserkraft durch irgendein Zwischenglied an Ort und Stelle in Wärme um, benutzen wir diese zur Dampfentwicklung und leiten wir den Dampf, umgeben mit schlechten Wärmeleitern, in die Städte, benutzen ihn hier zur allgemeinen städtischen Centralheizung, zu Arbeitsleistungen im Anschlusse an die vorhandenen Maschinen und machen ihn weiter nutzbar als Motor, sowie ferner durch das Bindeglied von kleineren

elektro-dynamischen Maschinen zur allgemeinen elektrischen Beleuchtung u. s. w.

Die Verwendung solcher mit der nöthigen Spannung versehenen Dampfleitungen durch ganze Städte und Stadtbezirke ist eine unabsehbare und in ihren Folgen für das Gemeinwesen kaum berechenbar. Ganz abgesehen von der Vermeidung der starken und kostspieligen Kupferleitungen, wird die Erzeugung des elektrischen Stromes durch eine Dampfleitung deshalb noch von Vorteil sein, weil die Verwendung sämtlicher bestehenden Maschinen hierdurch gesichert erscheint.

Wenn nun schon centrale Dampfheizungen mit Dampferzeugung durch Kohlen als für Städte rentabel und vortheilhaft erkannt werden, wie viel mehr wird dieses der Fall sein, wenn die lebendige Kraft der fließenden Gewässer an deren Stelle gesetzt werden kann. Durch Verbindung von Stau- und Wehranlagen zum Zwecke der Schiffbarmachung der Ströme und Flüsse mit diesen Ideen, wird es selbst möglich sein, die Gewässer von geringerem Gefälle in dieser Weise zur Ausnutzung zu bringen.

Russen und Engländer in Asien.

(Schluß.)

Diese Vereinheitlichung ist bei dem Völkermosaik, welches den geographischen Begriff Indien bewohnt, kein leichtes Stück Arbeit.

Das unter britischer Vormachtigkeit befindliche indische Reich hat ausschließlich der Eingebornen-Staaten einen Flächenraum von 899,341 (englischen) Quadratmeilen mit 87,043,524 bewohnten Häusern und einer Bevölkerung von 191,096,603 Seelen. Der Flächenraum der Eingebornen-Staaten, die in einem ziemlich lockeren Vasallenverhältnis zu England stehen, beträgt 575,265 Quadratmeilen, mit einer Bevölkerung von 49,161,540 Seelen. Die französischen Besitzungen in Indien haben einen Flächenraum von 178 Quadratmeilen und eine 271,460 Seelen zählende Bevölkerung. Der Flächenraum der portugiesischen Besitzungen beträgt 1086 Quadratmeilen und deren Bevölkerung 407,312 Seelen. Der Gesamtflächenraum von Indien beträgt somit 1,475,870 Quadratmeilen mit einer Gesamtbevölkerung von 240,937,315 Seelen. Die Einkünfte von Britisch-Indien betragen im Jahre 1878 58,969,301 Pfund Sterling. Diese unermeßliche Summe wird aber zu neun Beihilfen von der Verwaltung des Landes verbraucht.

Mit dem Uebergang der Landesverwaltung an die englische Krone nahm der Generalgouverneur den Titel Vizekönig an. Er muß immer auf der Hut sein, um die hochtrabenden Pläne der eingebornen Fürsten zu zerstoren und durch umfassende Vorkehrungsmaßregeln die Völker vor dem alten Feind der Indiens, dem Hunger, zu bewahren. Durch die Parlamentsakte vom 29. April 1876, welche Königin Viktoria zur Kaiserin von 240,000,000 Indiern erklärte, glaubte man das Ruhmesbollwerk abgeschlossen, vergaß aber dabei, daß alles Menschenwerk flüchtig sei. Die nordwestlich durch den Indus von dem ostindischen Niesenreich geschiedenen Afghanen, ein Gebirgsvolk, das auf einer sehr niedrigen Stufe der sittlichen und staatlichen Entwicklung stehen geblieben ist, waren dazu ausersehen, theilweise aus Raublust, theilweise als Werkzeug der russischen Politik, die Engländer in Indien nicht zur Ruhe kommen zu lassen. Seitdem Afghanistan im Jahre 1829 die beiden westlichen Provinzen Peshawar und Schilarpur an Indien verloren hat, führt es unausgesetzt einen erbitterten Kampf mit England, dessen Hauptmomente wir anführen wollen, weil dieselben die Etappen zu dem zukünftigen Weltstreit Rußlands und Englands um die Oberherrschaft in Asien sind.

Dost Mohammed, der Großvater des jetzt regierenden Khans von Afghanistan, Jakob, hat als Minister seinen Herrn Schah Subschah vom Thron vertrieben und sich an seine Stelle gesetzt. Das hätte weiter nichts zu sagen, weil so etwas in Asien alle Tage passiert, aber die Engländer ergriffen für den Depossedirten Partei und zwar zu ihrem Verderben, denn von den 9000 Mann, welche am 21. April 1839 einmarschirten, kehrten am 13. Juli 1842 nur 270 zurück. England zahlte zwar diese Blutschuld mit Zinsen an Dost Mohammed zurück und hat seine „soldatische“ Ehre hergestellt, aber für immer die Freundschaft seines Sohnes Schir Ali verherzt. Als echter Orientale bezog dieser Ehrenmann von England Unterstützungsgeld „auf die Dauer guten Verhaltens“ und strich zugleich ansehnliche Summen von Rußland ein „für geleistete Dienste“. Eine russisch-englische Grenzkommission hat dem doppelzüngigen Emir Schir Ali einen bedeutenden Länderzuwachs im Norden Afghanistans dies- und jenseits des Gebirges Hindukusch zukommen lassen. Dadurch glaubte man den russisch-englischen Konflikt für eine zeitlang von der Tagesordnung gesetzt zu haben. Das Jahr 1878 belehrte aber die alten Widersacher eines andern. Der abgefeimte Ränkeschmied, Schir Ali, erklärte wegen eines nichtigen Grundes, wegen einer Etiquettenfrage, England den Krieg und als er von England geächtigt auf der Flucht starb, vernachte er seinem Nachfolger, Jakob Chan, seine Rache. Dieser schloß unter Beihilfe der Treue einen für einen Besiegten ziemlich günstigen Frieden, nur mußte er sich infolge des Traktates von Goundamad einen englischen Residenten in seiner Hauptstadt Kabul gefallen lassen. Major Cavagnari, zu diesem gefährlichen Posten ausersehen, wurde am 6. August mit seinem Gefolge in Kabul ermordet. Diese Schandthat zwang die Engländer von neuem, durch die sie für verhängnißvollen Khaiber-Pässe gegen Kandahar, Dschellalabad und Kabul vorzurücken. Wäh-

rend wir dieses schreiben, haben die Engländer die drei strategisch wichtigen Punkte Afghanistans besetzt und sind dabei, den Gesandtenmord an Schuldigen und Unschuldigen zu rächen. Für Kasr-Eddin, den bis über die Ohren verschuldeten Schah von Persien, ist die Zeit gekommen, seine Gläubiger zu befriedigen, denn jetzt kann er seine wichtig gewordene Neutralität an den meistbietenden russischen und englischen Rivalen günstig veräußern. Die in den Jahren 1838, 1842, 1863 betonte Theilung oder Annexion Afghanistans ist durch die telegraphisch gemeldete Thronensagung des Emirs Jakub Khan zu Gunsten seines Sohnes in die Ferne gerückt. Da aber der präsumtive Thronfolger erst fünf Jahre zählt und England seine Vormundschaft übernommen hat, rüstet Rußland in dem Gouvernement Orenburg eine Armee von 40,000 Mann aus, die im künftigen Frühjahr unter der Führung des Siegers von Khiva und Kholand, General Kaufmann, in Afghanistan einfallen soll, um, von den aufwüthenderen Stämmen der Berdurani und Ghilzai, die immer im russischen Solde standen, unterstützt, den Engländern neue Verlegenheiten zu bereiten. Vielleicht ist es der Funke, der die Minen an der Donau und Weichsel zum Aufstiegen bringen wird.

Die neuesten telegraphischen Depeschen bestätigen den Rückzug der Russen von Merw und melden einen tollkühnen Einfall der Tekturkmenen im kaspischen Gouvernement Krasnowodsk, ein Beweis der totalen Niederlage der Russen. Vielleicht stachelte das englische Gold die Menschenräuber, die in Krasnowodsk alle Männer niedermachten und über 200 Frauen und Kinder in Gefangenschaft schleppten, zu diesem Raubzug!

Die Engländer können sich schon die Unterstützung der russenfeindlichen Tekturkmenen erlauben, denn General Roberts hat in Kabul einen Schatz von 9 Laas Rupien (1,800,000 Mark) gefunden, dessen Lagerort ihm sonderbarer Weise der Emir Jakub Khan verrathen hat. Wenn fällt dabei nicht der Ausspruch des Ignatius Loyola, des Gründers der Jesuiten, ein: „Der Zweck heiligt die Mittel.“ Dr. M. T.

Mammons Weltfahrt. „Die Liebe ist das Bestall und das Bestall ist die Liebe.“ Also leitet Professor Dr. Ludwig Büchner, der Kraft- und Stoff-Büchner, sein neuestes Werk ein, welches den Titel führt: „Liebesleben in der Thierwelt.“ Bei vernünftigen Thieren mag es zutreffen, aber nicht bei vernünftigen Menschen. Unser Alpha und Omega ist der Mammon, das Gold. Betrachten wir einmal den Hergang, wie das Gold, von den Fesseln der Erde befreit, im Laufe der Zeit zum weltbewegenden Götzen geworden ist. Welches Volk zuerst Münzen geprägt hat, ist ein Geheimniß, das in den Nebeln der Urzeit schwindet. Die älteste Nachricht von gemünztem Gelde giebt die Bibel in der Erzählung, daß Abimelech, König von Gerar, dem Erzwater Abraham ein tausend Silberlinge geschenkt habe. Wenn wir dem mythischen Abraham eine historische Bedeutung beilegen wollen und ihn als Zeitgenossen des ägyptischen Pharaos Menes gelten lassen wollen, so überzeugen uns die Funde in den Kumiengräbern, daß die Aegyptier schon vor Abraham Goldmünzen geprägt haben. Sie bestanden aus Ringen, welche angereicht wurden und deren Gewicht den Werth bestimmte. Nephelische ringförmige Münzen hatten auch die Ureinwohner Europas, die Kelten, die sie, auf Schnüren aufgereiht, um den Leib trugen. Heute noch bedienen sich die Indus so der Messingringe, aus denen ihre Gürtel bestehen. Vier solcher Gürtel, jeder aus zwei bis vier hundert Ringen bestehend, bilden z. B. den Preis für ein Pferd, zwei Gürtel den Preis für eine Kuh. Die ältesten Metallmünzen Chinas stammen aus dem ersten Jahrhundert vor Christi Geburt. Sie waren würfelförmig und von Gold. In der Mitte hatten sie ein viereckiges Loch, durch welches sie zum Gebrauch auf Drahtschnüre gereicht wurden. Sie waren nicht geprägt, sondern gegossen. Im alten Mexiko gab es seit undenklichen Zeiten dünne Zinn- und Kupferstücke von hammerförmiger Gestalt als Münzen. Die alten Hebräer hatten den Sekel, der eigentlich ein Gewicht für edle Metalle war, aber auch als Münze gebraucht wurde. Er war fein geprägt und trug auf der einen Seite einen rauchenden Mannatrag und die Worte „Sekel Israels“, auf der Rückseite die grüne Kuthie Arons und die Worte „Das heilige Jerusalem.“ Spartaner, Athener und Byzantiner hatten eiserne Münzen, die Syrakusaner welche von Zinn. Die älteste noch existierende griechische Münze stammt aus dem Jahre 650 vor Christus und ist von Alyss, einem König der Lydier, geprägt. Unter den Römern figurirten erst Metallstücke als Geld. König Numa Pompilius ließ die erste Kupfermünze schlagen. Von den Römern erlernten die gothischen und longobardischen Könige das Prägen der Münzen. In Frankreich erschienen die ersten, mit einem Kreuz bezeichneten Münzen unter dem merowingischen König Chlodwig. Ihren Gehalt bestimmte die Wage, deshalb noch heute die Benennung Kreuzer, Livre, Lire, Pfund. In Deutschland prägte man die ersten Heller im siebenten Jahrhundert. Silbermünzen erschienen erst nach Entdeckung der Harzbergwerke im Jahre 972. Schließlich wollen wir des Papier- oder Scheingeldes erwähnen, Scheingeld geheißen, weil es den Schein für das Wesen giebt. Den Chinesen gebührt der Ruhm, neben zahlreichen anderen Erfindungen auch die des Papiergeldes gemacht zu haben. Das erste Papiergeld kam im neunten Jahrhundert nach Christi Geburt in China auf und bestand in Anweisungen auf Salz und Eisen, welche die Regierung ausgab. Vom Papiergeld, auf Salz und Eisen, welche die Regierung ausgab. Vom Papiergeld, auf Salz und Eisen, welche die Regierung ausgab. Vom Papiergeld, auf Salz und Eisen, welche die Regierung ausgab. Vom Papiergeld, auf Salz und Eisen, welche die Regierung ausgab.

rühmlichem Beispiel voran. Die Schulden des „größten Römers“ Julius Cäsar, ehe er in Amt und Würden war, betragen 42 Millionen Mark; Otho machte, ehe er Kaiser ward, eine Schuld von 33,600,000 Mark. Diesem kolossalen Minus entspricht das nicht minder erhebliche Plus. Crisvus, ein Bürger zu Verzellä zu Zeiten des Kaisers Augustus, besaß 34 Millionen Mark Grundeigentum; Demetrius, ein Freigelassener des Pompejus, hatte 4000 Talente, gleich 24 Millionen Mark im Vermögen; Pallas, ein Freigelassener des Kaisers Claudius, hatte 48 Millionen Mark in seinem Besitz; der Philosoph Seneca erwarb in vier Jahren 46,800,000 Mark und der Dichter Virgil 1,680,000 Mark. So etwas ist weder Kant noch Schiller passiert. Dem Vermögen war auch die Verschwendung der Römer entsprechend. Nachdem Apicius, der berühmte Feinschmecker und Schlemmer, auf seine Küche 16,000,000 Mark verwandt, große Summen in Geschenken verschwendet hatte und seinen Vermögensstand nachsah, fand er, daß er nur noch 16,800,000 Mark übrig hatte, vergiftete sich aber aus Furcht, Hungers zu sterben. Wenn Lucullus ein Gastmahl gab, wie er es gewöhnlich mit einigen Freunden einzunehmen pflegte, so verwandte er 33,000 Mark darauf. Die Dotationen des deutschen Reichs nehmen sich gegen die des Kaisers Nero und anderer Römer sehr mäßig aus. Nero schenkte seinen Kriegern zu verschiedenen Zeiten 372,900,000 Mark. Nachdem Pompejus die Seeräuber überwunden hatte, gab er den Römern bei seinem Triumph 4,000,000 Mark und jedem Soldaten 600 Mark. Sein Nebenbuhler Julius Cäsar schenkte zu einer Zeit jedem Soldaten von den alten Legionen 360 Mark und den Rittern 3600 Mark, zu einer anderen Zeit schenkte er jedem Manne 1650 Mark, einmal gar 3000 Mark und den Hauptleuten 6000 Mark. Unbeschreiblich groß waren die Geschenke, welche die römischen Kaiser an das Volk machten. Vielleicht beförderten sie dadurch die moralische Fäulniß des Volkes und beschleunigten den Zerfall des Weltreiches, dessen einziger Höhe das Gold war. Die alten Phönizier fanden in Spanien so viel Gold und Silber, daß sie die eisernen Schiffsanker zurückließen und mit goldenen und silbernen zurückfuhren; fast ebenso erging es den Spaniern in dem von ihnen entdeckten Südamerika. Und doch ist Spanien zu einem Staate dritten Ranges herabgesunken, ein Beweis, daß Gold nicht der Schlüssel zur Pforte des Völkerglücks ist. Dr. M. T.

Spinnen und Weben. Das Gewebe, eine der ersten Aeußerungen des menschlichen Kunsttriebes, die Herstellung der Kleidung durch Spinnen und Weben, was kann es uns alles erzählen! Mächte doch der Mensch an ihm wohl auch die ersten Versuche zum Verziern in Zeichnung und Farbe und zeigt an demselben der menschliche Fortschritt in der Kunstfertigkeit doch lange sein höchstes Können, weil das Gewebe als Fierde des Körpers, als Schmuck seiner Heiligthümer ihm zunächst am Herzen lag.

Daß die Zeit, wo Bertha (wahrscheinlich die Göttin Hetha) spann und Penelope am Webstuhl saß, weit, weit hinter uns liegt, ist ja jedem männiglich bekannt. Dieser Umstand entschuldigt die Thatfache, daß wir den Erfinder des Spinnrodes und des Webstuhls ebenso wenig kennen, wie den des Pfluges und des Dreschflegels.

Die aus dem Laibacher Torfmoor und den Schweizer Seen zu Tage geförderten Thonklumpen, welche, kreisförmig durchbohrt, heute noch in Indien wie zur Zeit der Pfahlbauten zur Beschwerung der Rollwalze des Webstuhls dienen, liefern den Beweis, daß die Webekunst älter ist, als das Schmelzen der Metalle.

Das British Museum in London bewahrt zwei unscheinbare Stüchchen Bissus, jenes Wollstoffes, der schon 300 Jahre vor Christi Geburt in Alexandrien gefertigt wurde und dessen zartes Gewebe die Formen des Körpers kaum verhallte. Zwei andere Stüchchen charakterisiren die byzantinische Webeart, wie sie in Griechenland vom achten bis zum zwölften Jahrhundert n. Ch. G. geübt wurde. Das Dessin hat in der Zeichnung eine strenge, wappenförmige Form; es reihen sich Kreise und Vier-, Sech-, Achtecke aneinander; in denselben sind einzelne Thiere oder Thierkämpfe dargestellt; das Ornament ist untergeordnet.

Seide war schon 1000 Jahre v. Chr. G. bei den Chinesen so alltäglich, wie bei uns Leinen, und dieses Volk war so streng im Geheimhalten der Seidenbauzucht, daß erst im sechsten Jahrhundert n. Ch. G. in Griechenland Zucht und Weberei sich verbreiteten. In Folge des regen Handels des maurischen Aegyptens mit den Chinesen sahen und bewunderten die Mauren die phantasievolle Behandlung in Ausschmückung der Gewebe und verarbeiteten ihre edlen strengeren Formen mit den anmuthigeren der Chinesen, wodurch jene stylvollen Dessins entstanden, welche musterartige Vorbilder für alle Zeiten bleiben und einen so tiefgehenden und langwährenden Einfluß auf die textile Kunst und sogar auf dekorative Architektur gewannen. Wir rothen Barbaren, wie uns die Chinesen nennen, wurden erst durch die Kreuzzüge mit diesen Herrlichkeiten bekannt. Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert entstand die sicilianische und norditalienische Imitation der chinesisch-maurischen Stoffe. Sie zeigen außer wenigen Farben, darunter hauptsächlich Purpur in allen Nuancen, vielfach auch Gold, das aus den Minen von Oberägypten gewonnen wurde. An die Stelle der goldgewirkten Stoffe, Brokat genannt, traten später die goldgestickten, bis die englische und französische Revolution diesem Luxus den Garauß machte.

Erst nach der Vertreibung der Araber aus Sicilien blühte in Palermo und Amalfi, in Lucca, Florenz, Mailand und Venedig, aber immer noch nach sarazenischem Mustern, die Seidenfabrikation auf. Im

fünfzehnten Jahrhundert brachten italienische Arbeiter die Seidenmanufaktur nach Tours und Lyon.

Der ausgedehnte Verkehr der deutschen Handelsemporien Augsburg und Nürnberg, sowie der niederländischen Städte Brügge, Gent, Ypern und Mecheln brachte die reichen Sammetgewebe in Aufschwung. Die Verwendung reicher Sammet- und Seidengewebe wurden selbst den Bürgern dieser Städte zum Bedürfnis, bis der dreißigjährige Krieg Wohlstand und Kultur auf längere Zeit vernichtete.

Vom sechszehnten bis siebzehnten Jahrhundert, der Renaissance, verlieren die Zeichnungen auf den Geweben die traditionellen strengen Formen des chinesisch-maurischen Stils, fälschlich die Gothik genannt, und werden den Kleidern entsprechend mannigfaltiger und zierlicher. Die Prachtliebe des französischen Hofes am Schlusse des siebzehnten Jahrhunderts entfachte die Seidenmanufaktur zur höchsten Blüthe. In jener Zeit entstanden die buntenfarbigen mit naturalistischem Pflanzenwerk verzierten Gewebe, welche die Herrschaft des Barock- und Rococo-Stils kennzeichnen und die von den übrigen großen und kleinen Höfen Europas bereitwillig acceptirt und bis ins Lächerliche nachgeahmt wurden. Obwohl die Zeichnung der Dessins dieser Epoche nur zu oft eine aufdringliche Kofetterie zur Schau trägt, so besitzen die Fabrikate immer noch diejenige Güte in Textur und Farbe, deren Mangel wir bei den modernen Weberzeugnissen so sehr beklagen müssen.

Wenn wir bedenken, daß, wie Grote in seinem Buche „Spinnen, Weben, Nähen“ sagt, ein Drittel der gesammten technischen Thätigkeit der Welt von der Gespinnstfaser umwunden ist, so bekommen wir einen Begriff von dem Range, welchen die Weberei in der Kulturgeschichte der Menschheit einnimmt. Jedenfalls hat die Nähnadel mehr Ruhm gebracht, als die Bündnadel des Hinterlabers Schaden angestiftet hat.
Dr. M. L.

Unterseeischer Kampf mit einem Schwertsfisch. (Bild Seite 100.)

Von den Fischen, welche das Meer bevölkern, ist der Schwertsfisch einer der größten und stärksten. Ausgewachsen ist der Schwertsfisch 15 bis 18 Fuß groß und 4 bis 6 Zentner schwer. Statt der Fühne hat er kleine Knoten. Das sogenannte Schwert, nach welchem der Fisch benannt wird, erreicht eine Länge von 5 bis 6 Fuß und ist die Verlängerung des knöchernen Obertiefers. Der Schwertsfisch ist fast in allen Meeren anzutreffen, am häufigsten aber im Mittelmeere, wo ihm wegen seines genießbaren Fleisches eifrig nachgestellt wird. Seine Nahrung besteht aus kleinen Fischen und Meerespflanzen. Es läßt sich denken, daß der Schwertsfisch, der zur Gattung der Delyphine gehört und äußerst wild und unbändig ist, von der Natur mit dem Schwerte nicht ausgerüstet wurde, um damit zu paradiren: es bildet dasselbe vielmehr eine furchtbare Waffe, mit welcher dieser streitsüchtige Fisch alles angreift, was ihm in den Weg kommt. Unter den Fischen ist es besonders der Walfisch, den er wüthend verfolgt und dem er im Kampfe nicht selten lange Stücke Speck abreißt. Aber auch den Menschen scheut der Schwertsfisch nicht — angegriffen wendet er sich auch gegen diesen seinen Hauptfeind und wirft, um an ihn zu kommen, häufig genug die ihn verfolgenden Boote um; ja es werden sogar Stücke von großen Schiffen aufbewahrt, in welche er das Schwert 4 bis 10 Zoll tief hineingetrieben und darin abgebrochen hatte.

Großes Interesse erregte im Jahre 1876 ein in dem französischen Wochenblatt „La chasse illustrée“ erschienener Bericht, in welchem ausführlich über einen Kampf zwischen Tauchern und einem Schwertsfisch berichtet wurde. Da wir keinen Grund haben, an der Wahrheit der in dem Berichte enthaltenen Mittheilungen zu zweifeln, so wollen wir zur weiteren Charakterisirung des Schwertsfisches die durch unser Bild dargestellte Episode des Kampfes nach jenem Bericht schildern. „Wir waren,“ heißt es in dem Bericht, „eine Viertelstunde fortgewandert, als der Taucher, der voranschritt, plötzlich Halt machte und uns andeutete, ebenfalls stehen zu bleiben. Dann näherte er sich uns und sagte: „Ein Schwertsfisch.“ Ein Schauer überlief mich bei diesem Wort, denn die Stärke und Grimmigkeit dieses Ungeheuers sind bekannt, und das, welches sich näherte, war etwa zwei Meter lang, während sein Schwert ungefähr einen Meter maß. Wir beriethen uns einen Augenblick, zogen die Dolchmesser, die wir mitgenommen, und erwarteten den Fisch festen Fußes, denn an Flucht war nicht zu denken. Ich zückte krampfhaft mein Messer und legte die Hand auf meine Brust. Anfangs unentschieden, schien das Ungethüm sich von uns entfernen zu wollen, dann hielt es inne und betrachtete uns einen Augenblick mit seinen kleinen dunklen Augen, worauf es halb herumschwenkte und einen Anlauf gegen uns nahm. Es hatte den Anlauf aber falsch berechnet und das war sein Verderben. Der Taucher, der die Bewegungen des Fisches genau beobachtet, wich, als er herangeschossen kam, auf die Seite aus,

faßte mit kräftiger Hand das Schwert, das auf ihn gerichtet war, und stieß mit seinem Messer zu, wobei er dem Kopfe des Ungeheuers auf der linken Seite eine starke Wunde beibrachte. Das Blut, das in Strömen aus der Wunde floß, wurde sofort von dem Meerwasser weggespült. Ein zweiter und ein dritter Messerstoß folgten, der Taucher drehte sich, bog sich, wand sich über dem Schenkel, welches sich mit aller Macht krümmte, aufschleunete und überschlug. Wir anderen stürzten uns ebenfalls auf dasselbe und stachen es in den Kopf, in den Rücken, in den Bauch, überallhin, wohin wir konnten. Die Kräfte des riesigen Fisches nahmen augenscheinlich ab, endlich machte ihm ein Schnitt, der ihm den Bauch aufriß, ein Ende. Der Körper legte sich auf den Rücken und stieg dann langsam an die Oberfläche des Wassers. Sehr wenig geneigt, noch ein derartiges Jagdabenteuer zu erleben, welches nicht so leicht zu bestehen sein könnte, beeilten wir uns, wieder an Bord zu kommen, wo wir nach Ablegung unseres Apparats den Kadaver des Schwertsfisches aus dem Wasser holten. Ich weiß nicht, ob das Fleisch gut zum Essen ist, unsere Matrosen zerstückelten das Thier. Wir hoben uns nur die Haut auf, die mein Freund, der Ingenieur, anstopfen ließ und die er noch jetzt als Andenken an dieses unterseeische Erlebnis in seinem Arbeitscabinet aufbewahrt.“ S.

Das „Meisterwerden“ wurde im Mittelalter mit allen eckeligen Schwierigkeiten umgeben. Dahin gehörten die oft unfähigen Meisterstücke, gegen welche die Landesherren häufig eiferten, wie nicht minder die vielen persönlichen Eigenschaften, welche der angehende Meister besitzen mußte. So ward es eine gewöhnliche Bedingung, daß der Aspirant verheirathet sei: „denn das Handwerk in ledigem Stand zu treiben, ist noch keinem vergünstigt worden, indem es mit Herkommens und fast einer Stümperei gleichscheinend wäre,“ sagen die Rathsprotokolle der Stadt Aalen vom Jahre 1671. Gleicherweise heißt es in einem Reichstagsabschiede, „daß man etlicher Orten keinen zur Meisterschaft kommen lassen will, er thue denn und zwar in's Handwerk heirathen.“

Literarische Umschau.

„Woher und wohin? Ein Wort gegen staatsfeindliche Bestrebungen“, von Richard Rudel. Leipzig, Wilhelm Friedrich. Augenscheinlich ein braver Mann, der Verfasser, der die löblichsten Wünsche hegt für Volkswohl, Freiheit und dergleichen schöne Dinge, der auch mancherlei gelesen hat, u. a. sogar „Berichte, welche mit ziemlicher Genauigkeit über Vorgänge aus dem 16. Jahrhundert erzählen“ (S. 2), und sich nun für verpflichtet hält, was er weiß und was er wünscht, was er sich denkt und was ihn kränkt, hübsch untereinander gequirlt, seinen lieben Mitmenschen als geistige Nahrung vorzusetzen. Daß Pfaff und Junker in neuester Zeit wieder einmal obenauf kommen, ist die Veranlassung zu dem „Wahnwort“ gewesen; Pfaff und Junker müssen untergeleitet werden, alle „Bürger“ müssen höhere Offiziere, Ministerpräsidenten, Vorkämpfer, Gesandte und sonst hohe Staatsbeamte (S. 15) werden können, nebenbei wäre es vielleicht nicht übel, wenn der Grund und Boden ein bißchen parzellirt würde, dann — ja dann würde der Rechtsstaat reinlich und zweifelsohne zur Erscheinung kommen, der Rechtsstaat, jene „vernunftnothwendige Organisation im Völkerverleben“, welche „die gleichmäßige Förderung von Sittlichkeit und Wohlfahrt aller seiner Bürger zum Zweck hat“ (S. 1, Anfang), und in dem man „gleiches Recht nicht nur in der Bestrafung der Verbrecher und überhaupt vor Gericht, sondern im gesunden Staatsorganismus“ finden — finden, nein, das behauptet Herr Rudel doch wohl nicht, sondern „suchen“ kann (Seite 33). Das aber ist gewißlich wahr! Der Rezensent braucht sich wohl nicht weiter mit dem Nachweise Mühe zu geben, daß wir es in dem Verfasser dieses Werkes mit einem guten, in Bezug auf die böse Politik kundenschuldigen Menschen zu thun haben. Wir dürfen daher, ohne Furcht eine Fehlleite zu thun, mit den Worten des Dichters schließen: Dies Kind, kein Engel ist so rein, laß deiner Hund empfohlen sein — liebes Publikum!

Zur gefälligen Beachtung. Die Redaktionskorrespondenz wird, um mit dem Raum des Hauptblatts der „Neuen Welt“ möglichst zu sparen, fortan stets in der Annoncenbeilage untergebracht werden, welche letztere in Zukunft auch ein Verzeichniß aller der Redaktion zur Besprechung zugegangenen Schriften bringen wird, während ausführlichere Rezensionen nach wie vor im Hauptblatte Platz finden sollen.
Red. der „N. W.“

Inhalt. Dem Schicksal abgerungen, Novelle von Rudolph von B. . . . — Konrad Deubler — der Bäuernphilosoph. Eine Skizze nach dem Leben, von Dr. A. D. P. (mit Illustrationen). — Eigenthümliche Freundschaftsbeziehungen in der Thierwelt. Naturgeschichtliche Skizzenbilder von Dr. L. Jacoby (Fortsetzung). — Johann Wolfgang Goethe, von Dr. Max Bogler (Fortsetzung). — Die Fortschritte der Technik, von H. W. Fabian. I. Die Verwerthung der Wasserkräfte. A. Allgemeines. — Russen und Engländer in Sien, von Dr. M. Franke (Schluß). — Wammons Walfahrt. — Spinnen und Weben. — Unterseeischer Kampf mit einem Schwertsfisch (mit Illustration). — Das „Meisterwerden“. — Literarische Umschau. — Zur gefälligen Beachtung.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.

Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.